

II.

Scharfe oder Entzündung erregende Giftpflanzen.

Unter dieser Bezeichnung versteht man solche Giftpflanzen, die innerlich genossen, oder äußerlich angewendet, nicht nur die Thätigkeit des Organismus beeinflussen, sondern auch die äußeren Gebilde zu zerstören streben.

Die meisten scharfen Gifte verursachen sogleich nach dem Genuße ein brennendes schmerzhaftes Gefühl auf den Lippen, der Zunge, dem Schlunde, und Hitzegefühl in der Speiseröhre. Nachdem macht sich ein saurer, scharfer Geschmack bemerkbar, mit Speichelfluß, Anschwellung der Zunge, Schlingbeschwerden, Schmerzen in der Rachenhöhle, Schlundkrampf und unauslöschlichem Durste. Bald stellt sich auch Würgen und Erbrechen ein. In dem Erbrochenen findet man zuweilen abgestoßene Schleimhaut. Der Schmerz wird fast unerträglich und breitet sich über den ganzen Unterleib aus, wobei lezterer zuweilen stark aufgetrieben ist. Die Darmentleerungen erfolgen unwillkürlich und mit Blut vermischt. Das Atmen wird kurz und erschwert, der Puls klein, kaum fühlbar. Das Gesicht ist entstellt, angstvoll, eingefallen, bleich; es bildet sich ein kalter, klebriger Schweiß auf der Haut. Der Kranke wird von Minute zu Minute unruhiger. Das Bewußtsein schwindet mehr und mehr. Schließlich stellen sich unter Nachlassen der Schmerzen und bei veränderter Stimme Zuckungen ein, worauf das Bewußtsein gänzlich schwindet und der Tod eintritt.

Natürlich treten auch bei Vergiftungen durch scharfe Giftpflanzen in einzelnen Fällen nicht alle diese Symptome auf, sondern manche derselben fehlen; aber wenn sich auch nur einige charakteristische derselben zeigen, können sie doch als leitende dienen und auf das einzuschlagende Verfahren hinweisen.

Wie schon in der Einleitung angedeutet, giebt es nun noch eine ganze Anzahl von Giftpflanzen, welche die Eigenschaften der narkotischen und scharfen in sich vereinen; man bezeichnet diese mit dem Namen „scharf=narkotisch wirkende Giftpflanzen“ und es sollen diese der leichteren Übersicht wegen hier zugleich mit abgehandelt werden. Bei mehreren derselben sind die Grenzen, nach welchen sie von den rein scharfen, oder den rein narkotischen Giften abweichen, kaum festzustellen. Die Symptome können aus allen den bereits angezeigten narkotischen oder scharfen Vergiftungen abgeleitet werden. Ebenso richtet sich die Behandlung nach dem überwiegenden Auftreten narkotischen oder scharfen Charakters bei jedem einzelnen Falle.

Was nun die Behandlung im Allgemeinen betrifft, so ist vor allem dafür zu sorgen, daß das genossene Gift so bald wie möglich aus dem Magen wieder entfernt wird, entweder durch Brechmittel oder Anwendung der Magenpumpe. Glücklicher Weise stellt sich Erbrechen in den meisten Fällen von selbst ein. Ist dieses nicht der Fall, so gebe man viel lauwarmes Wasser zu trinken und kitzle den Gaumen mit einer Feder oder einem Finger. Nur sei man bei der letzten Manipulation sehr vorsichtig, da der Leidende, bei vielleicht plötzlich eintretendem Kinnbackenkrampfe, den Finger verlegen könnte.

Nützlich haben sich ferner erwiesen die Pflanzensäuren, namentlich die Gerbsäure; außerdem Abführungsmittel, Clystiere, Fußbäder, Brausepulver, Wein und starker Kaffee. Auch kann man schleimige Mittel, wie Milch, Hafer- und Gerstenschleim reichen.

Die Rükschelle.

Rükschelle.

Sie gehört zu der Familie der Ranunculaceen, in die Beschreibung. 13. Linné'sche Klasse. Blütezeit im April und Mai. Sie kommt bei uns an trocknen, sonnigen Orten vor. Es giebt davon hauptsächlich 2 Arten, welche uns hier beschäftigen:

a. *Pulsatilla pratensis*.

Die Wurzel ist ausdauernd, holzig, dick, vielköpfig. Der Stengel ist $\frac{2}{3}$ —2 m hoch, aufrecht, rund, mit einer einzelnen, von einblättriger, vierteiliger Hülle umgebenen Blüte an der Spitze. Die Blätter sind doppelt gefiedert, wurzelständig, lang gestielt, behaart. Die Blumen sind überhängend, einzeln, gestielt. Der Kelch ist glockenförmig, sechsblättrig; die Kelchblätter sind außerhalb seidenartig, innerhalb dunkelbraun, schwarzrot, an der Spitze zurückgeschlagen; eine Blumenkrone ist nicht vorhanden, dagegen viele Staubgefäße und zahlreiche Früchte.



Fig. 5. Die Rükschelle.

b. *Pulsatilla vulgaris*.

Diese unterscheidet sich von der vorigen nur dadurch, daß die Blätter mit schmälern Lappen versehen,

die Blüten größer, die Staubgefäße dagegen im Verhältnis kürzer sind.

Wirkung. Die Vergiftungserscheinungen äußern sich hauptsächlich durch Thränenfluß, Niesen, Brennen im Halse und Magen, Speichelfluß, Husten, heftige Schmerzen in der Magengegend, Brechen, Durchfall, Benommenheit und Krämpfe; zuweilen tritt unter den Erscheinungen der Lähmung der Tod ein.

Behandlung. Ein zuverlässiges Gegenmittel giebt es leider nicht. Man hat sogar Seifenwasser außer starken Säuren empfohlen, aber ohne gewisse Begründung. Selbst das Tannin ist noch unsicher. Wenn schon Erbrechen und Durchfall eingetreten sind, so reiche man schleimige Mittel, Haferschleim u. s. w., dann Wein und Kaffee.

Gefleckter Aron.

(*Arum maculatum.*)

Beschreibung. Er gehört in die natürliche Familie der Aroideen, in die 21. Linne'sche Klasse, und kommt an schattigen Stellen und in Wäldern vor. Die Blätter wachsen gleich aus dem Wurzelstock hervor. Blütezeit von April bis Juni. Nach der Blüte trägt der Schaft eine blattartige, tütenförmige, außen hellgrüne, innen weiße, auf einer Seite offene und zurückgeschlitzte Scheide, aus welcher der keulensförmige, purpurfarbige, unten mit gelben und weißen Blütenstielen besetzte Kolben hervorragt. Die weibliche Fruchtblüte sitzt unten, die männliche Staubblüte oben am Kolben. Im Juli und August erscheinen an dem stehengebliebenen Teile des Kolbens die erbsengroßen, dichtgedrängt sitzenden scharlachroten Beeren, während die scheideartige Blütenhülle und der obere Teil des Kolbens abfällt.

Wirkung. Alle Teile der Pflanze sind giftig und erregen Magenentzündung und Blutbrechen, besonders aber Wurzel und Beeren, welche, in den Mund genommen, Blasen ziehen und heftiges Brennen verursachen. Die frischgequetschte Wurzel reizt Augen und Nase wie frischgeriebener Meerrettich. Auch zwischen den Fingern zerrieben reizt sie die Haut so stark,

daß sich Blasen bilden. Jedemfalls ist die ganze Pflanze höchst verdächtig und schädlich. Bei einer Vergiftung wende man schleimige Getränke, fette Öle, auch Weinessig und dergl. an. Durch Kochen, selbst Trocknen sollen sich alle die giftigen Substanzen verlieren.

Behandlung.

Die Herbstzeitlose

(*Colchicum autumnale*)

gehört zu der natürlichen Familie der Melanthaceen, in die Beschreibung.



Fig. 6. Die Herbstzeitlose.

6. Linné'sche Klasse. Ihr Geruch ist streng, widrig süßlich, etwas betäubend. Sie blüht im Spätherbste und bringt erst

im Frühjahr die Blätter und sodann das Reifen der Frucht. Die Blüte kommt ohne Blatt aus der Erde auf einer langen Röhre mit 6 Staubfäden, die mit fadenartigen Staubwegen in der tief in der Erde liegenden Wurzel sitzen. Sie gehört zu den schärfften Giftpflanzen und wächst namentlich auf feuchten Wiesen. Die mit vielen schwärzlichen Schalen bedeckte Zwiebel, an welcher die Brutzwiebeln hängen, hat einen widrigen, rettichartigen Geruch und einen zuerst süßlichen, dann aber scharf bitteren, kratzenden Geschmack, der jedoch beim Trocknen bis auf die Bitterkeit verschwinden soll. Die Zwiebeln machen die Zähne stumpf und den Speichel unerträglich bitter. Selbst die Finger, die mit dem Saft in Berührung kommen, werden unempfindlich. Nase, Brust und Harnorgane werden von den giftigen Ausdünstungen angegriffen.

Wirkung. Wie alle Teile der Pflanze, so ist auch die Blüte giftig; besonders aber der Samen und die Zwiebeln. Die letzteren haben zu Anfang des Sommers einen ekelhaften Geschmack. Tiere, die davon fressen, können daran sterben. Es treten nach dem Genuße Entzündungen des Schlundes, des Magens und eine Abschälung der Gedärme ein, verbunden mit heftigen Krämpfen, Erbrechen und Bittern der Glieder, wobei sich eine große Kraftlosigkeit und ein übermäßiger, stinkender klebriger Schweiß bemerkbar macht. Die Zunge wird gelähmt. Es zeigt sich ein reichlicher Speichel- und Harnfluß, auch heftiges, aber erfolgloses Drängen zum Stuhlgange; dazu gesellen sich Kopfschmerzen, Brennen im Magen, heftiger Durst, Herzklopfen, und selbst der Tod kann eintreten.

Bei Kühen hat man gefunden, daß nach dem Genuße die Milch mit Blut gemischt war, Hühner werden schon durch den Genuß des Samens getötet.

Behandlung. Ist durch diese Herbstzeitlose eine Vergiftung geschehen, so muß sofort die Magenpumpe zur Anwendung kommen; oder man gebe eine Menge Seifenwasser, laue Milch als Brechmittel, eine Abkochung von Leinsamen, Essig, Tannin, oder jede andere Pflanzensäure nebst öligen, schleimigen Mitteln als Getränk und auch als Klystiere.

Merkwürdig ist es, daß trotz aller Bemühungen, die Herbstzeitlose auszurotten, keine sonderliche Abnahme bemerkt wird. Die Schuld dürfte aber daran liegen, daß man wohl die alten blühenden Zwiebeln tötet, aber die nicht getriebenen kleinen Brutzwiebeln unbeachtet in der Erde läßt, wo sie sich dann bald zu vollständigen Pflanzen ausbilden.

Durch diese Pflanze veranlaßte Morde und Selbstmorde sind nur wenig bekannt. Christison teilt einen Fall mit, wo 3 amerikanische Soldaten Vinum colchici für Malaga-Wein getrunken hatten. Ebenso beobachtete Caspar eine derartige Vergiftung bei einem Arbeiter in Berlin. Höchst interessant ist die Mitteilung von Ratti: In einem Stadtteile Roms traten längere Zeit hindurch häufig Magen- und Darmkatarrhe auf, mit Diarrhöe, Erbrechen, heftigen Schmerzen im Leibe, Störungen in der Atmung und in dem Blutumlaufe, niedriger Temperatur und schnellem, kleinem Pulse. Es wurde festgestellt, daß alle erkrankten Personen Ziegenmilch aus derselben Bezugsquelle genossen hatten, nach Aufgabe dieser Milch indeß sich besserten und in Genesung eintraten. Nach tierärztlicher Untersuchung waren die Ziegen ganz gesund; Ratti untersuchte nun den Weideplatz der Ziegen, von welchen diese Milch stammte und fand auf demselben mehrere Giftpflanzen, darunter auch die Herbstzeitlose. Die Milch der Ziegen und Erbrochenes von Kranken wurde nun auf Colchicin untersucht, dieses darin auch gefunden und dadurch die Ursache der Epidemie erklärt.

Nieswurz.

(Helleborus.)

Unter diesem Namen sind ganz verschiedene Arten bekannt, doch gehören sie alle zu der natürlichen Familie der Ranunculaceen, in die 13. Klasse nach Vinné. Beschreibung.

a. Stinkende Nieswurz (Helleborus foetidus)

auch Christwurz, Lauskraut, Bärenfuß genannt.

Der Stengel ist vielblättrig. Die unteren fußförmigen Blätter sind in 5—9 scharfgesägte Abschnitte geteilt und anders

gestaltet, als die oberen kleineren, nur drei bis fünfteiligen Blätter. Die grünen, am Rande purpurn geaderten glockenähnlichen Kelche bilden zugleich die Blumentrone. Sie blüht im März und April an buschigen Hügeln und Bergen.

b. Schwarze Nieswurz,
(*Helleborus niger*)

auch unter dem Namen Christwurz, Weihnachts-, Winter- oder Schneerose bekannt; sie blüht vom Dezember bis März unter dem Schnee.

Der Stengel ist einfach, hat nur 2—3 dunkle Blätter und trägt nur eine Blüte. Die aus der Wurzel kommenden



Fig. 7. Nieswurz.

Blätter sind sieben- bis neunteilig, lederartig. Diese Art wird in Gärten auch als Zierpflanze gezogen. Die Wurzel

ist braun, scharfnarkotisch; sie ist gepulvert in dem höchst gefährlichen Schneeberger Schnupftabak enthalten.

c. Grüne Nieswurz.
(*Helleborus viridis*.)

Sie ist die giftigste dieser Arten, hat einen ästigen, wenig blätterigen Stengel mit krautartigen Wurzelblättern und grünen Blumen. Sie kommt hauptsächlich in den Wäldern niedriger Gebirge vor.

Den Hauptgiftstoff enthält die schwarze Wurzel. Sie wirkt besonders auf die Unterleibsorgane, aber auch auf das Herz.

Die Wirkung der drei Arten äußert sich durch Erbrechen Wirkung. und arge Krämpfe; sie greifen die Atmungsorgane an, vermehren den Pulsschlag, führen allgemeine Schwäche und Entzündung der Gedärme und endlich den Tod herbei.

Was nun die Behandlung von Vergiftungen durch diese Behandlung. verschiedenen Nieswurz=Arten betrifft, so sind bis jetzt zuverlässige Gegenmittel noch nicht bekannt. Einige Ärzte geben Alkalien, z. B. Seifenwasser, andere hingegen Pflanzensäuren, wie Tannin. Chemisch begründet ist aber das eine wie das andere Mittel nicht.

Nach Eintritt heftigen Erbrechens und starker Entleerung reiche man Hafer, Gerstenschleim und Reizwasser. Besonders werden auch Hautreize, wie Senfpflaster oder Senfspiritus, sowie Einreibungen mit flüchtiger Salbe, aromatischem Spiritus u. s. w. empfohlen.

Diese Nieswurz=Arten waren schon seit den ältesten Zeiten als Heilmittel bekannt; so wurden sie von Hippocrates besonders gegen Geisteskrankheiten angewendet. Es sind aber auch einige tödtliche Vergiftungsfälle verzeichnet. Namentlich hat das Pulver, als Niesmittel genommen, starke Blutungen aus Nase und Mund veranlaßt und dadurch den Tod herbeigeführt.

Zu einer ganz andern, auch im Außern sehr verschiedenen Pflanzenfamilie, nämlich zu den Samentaceen (6. Linné'sche Klasse) gehört der ebenfalls unter dem Namen Nießwurz vorkommende

Germer.

(*Veratrum*.)

Beschreibung.

Er ist eine Staude mit unter der Erde befindlicher, bewurzelter Knolle, aus welcher der Stengel mit den Blättern hervorkommt. Die Blätter sind gefaltet, länglich oval. Die Blüten bilden eine eigenartige Traube, und die vielen geflügelten Samen befinden sich in dreifächerigen Kapseln. Es giebt in Deutschland 2 Arten:

a. Der weiße Germer.

(*Veratrum album*.)

Er hat einen 1—2 m hohen Stengel mit zerstreut liegenden, gefalteten Blättern, von denen die unteren elliptisch sind. Die an Stielen sitzenden grünlichen oder gelblich weißen und unterhalb grünlichen Blüten stehen in rispigen Blütentrauben mit zottigen Ästen. Die Pflanze wächst auf feuchten Wiesen und höheren Gebirgen und blüht vom Juni bis August. Die Wurzel hat einen scharfen, bitterlichen, etwas zusammenziehenden, widerlichen Geschmack, ist länglich, bisweilen 2 $\frac{1}{2}$ cm dick, außen braun, innen weiß und mit Fasern besetzt.

b. Der schwarze Germer.

(*Veratrum nigrum*.)

Er ist eine der vorhergehenden ähnliche Gebirgspflanze mit schwarz-violetten und in einer langen, zusammengesetzten Traube stehenden Blüten. Der Stengel ist kleiner, als bei der weißen Art. Man hält diese Pflanze schon ihrer eleganten Blätter wegen als Zierpflanze in den Gärten. Die Wurzeln sind indessen etwas minder wirksam, als die der weißen Art. Stehen beide Pflanzen neben einander, so fressen Schnecken die Blätter des schwarzen, aber nicht die des weißen Germer.

Der in der Wurzel enthaltene gefährliche Stoff, das *Veratrin*, ist äußerst giftig, wirkt örtlich reizend, bringt innerlich genommen Schwellung, Zittern und Steifheit der Zunge, Er-

brechen, Kopfschmerz, Betäubung, Herzklopfen, Ohnmacht, Gefühllosigkeit hervor, ja es kann selbst der Tod eintreten.

Was die Behandlung betrifft, so ist im Allgemeinen wie bei der vorigen Pflanze angegeben zu verfahren. Desgl. sind Gerbsäure und aqua jodata mit Nutzen angewandt worden; auch sind kleine Opium-Dosen, Kaffee, Wein und Pflanzensäuren zu empfehlen.

Behandlung.

In Spanien soll der Saft dieser Pflanze als Pfeilgift angewendet worden sein, und das Pulver als Niesmittel, oder auch, um Herzkrankheiten zu simulieren.

Der gemeine Eibenbaum
(*Taxus baccata*),

Beschreibung.



Fig. 8. Der gemeine Eibenbaum.

auch die Namen Eibe, Iba, Eibenbaum, Ifen oder Ibenbaum führend, ist giftig, wenigstens höchst verdächtig. Er gehört zu der natürlichen Familie der Coniferen, 22. Linné'sche Klasse.

Der bei uns in Gärten kultivierte Taxusbaum ist schon längst als giftig bekannt. Er hat eine $\frac{2}{3}$ m tief gehende Pfahlwurzel mit vielen kleinen Seitenwurzeln. Der Stamm ist aufrecht, rund, 10—14 m hoch, mit abwärts stehenden, ausgebreiteten Ästen, die älteren mit brauner, die jüngeren mit grüner Oberhaut bedeckt. Die Blätter sind immergrün, kurz gestielt, lineal, stachelig. Die zahlreichen Blüten (6—20) sind einhäusig, in blattachselständigen Käzchen, halbkugelförmig; Staubfäden fehlen. Staubkölbchen 3—4, fast eiförmig, bräunlich gelb, Griffel und Narbe in Form einer kleinen Warze angedeutet. Die weiblichen Blüten haben einen dreiblättrigen Kelch und bilden bei der Reife rote, saftige Beeren, die im September reifen, während die Blüten schon im März und April erscheinen.

Wirkung. Die Wirkung der Taxusblätter ist eine scharf narkotische. In größeren Gaben genommen, erregen sie Schwindel, Beängstigung, Durst und Trockenheit im Halse, Übelkeit und endlich Erbrechen. Nicht selten beobachtet man auch heftige Diarrhöe. Der Tod erfolgt unter Zuckungen und Lähmung; die Leichen gehen schnell in Verwesung über.

Behandlung. Die Behandlung besteht in Darreichung von Brechmitteln. Gegengifte sind nicht bekannt. Die übrigen Erscheinungen bekämpft man nach allgemeiner Regel durch Kaffee u. s. w.

Schon den ältesten Schriftstellern war der Taxusbaum als sehr giftig bekannt. Man benutzte hauptsächlich die Blätter gegen Würmer oder als abortivum, wodurch nicht selten Vergiftungen selbst mit tödlichem Ausgange veranlaßt wurden. Auch sollen die aus dem Holze gedrechselten Weinbecher nicht ungefährlich sein.

Der Sadebaum (*Juniperus sabina*)

ist ein 2—5 m hoher, sehr ästiger, immergrüner Strauch, der zu den Coniferen und in die 22. Linné'sche Klasse gehört. Beschreibung.

Der Baum hat blauschwarze Beeren, die an gekrümmten Stielen hängen. Der Geruch ist widrig, betäubend. Der Geschmack der Blätter ist scharf. Ehedem pflanzte man den Baum an öffentlichen Orten, in Anlagen und Gärten an, indeß ist dies jetzt seitens der Behörden wegen damit getriebenen Mißbrauches an manchen Orten nicht mehr gestattet. Die Blütezeit fällt in den April und Mai.

Die Blätter sind dunkelgrün, gegenständig, vierzackig, aufrecht, eiförmig und zugespitzt. Die Blüten sind zweihäufig. Die Frucht bildet eine etwas kleinere Zapfenbeere, als die des Wachholders.

Die Wirkung ist wie bei den scharfen Pflanzengiften überhaupt. Bald nach dem Genusse bemerkt man heftiges Brennen im Schlund und Magen, dem Übelkeit und Erbrechen folgen. Das Erbrochene riecht nach dem Gifte und läßt die grüne Farbe der Blätter oder des Pulvers zuweilen noch erkennen. Es treten starke Blutungen aus den Geschlechtsteilen ein, namentlich, wenn es in verbrecherischer Absicht, um Abortus zu bewirken, genommen ist. Der Puls wird immer langsamer, die Atemnot größer; Gefühllosigkeit, erweiterte Pupille und Zuckungen stellen sich ein, worauf zuweilen der Tod erfolgt. Wirkung.

Die Behandlung ist wie bei den übrigen scharfen Giften. Ist der Magen noch nicht vollständig leer, so wende man die Magenpumpe an und gebe danach Milch oder schleimige Getränke; auch warme Bäder haben sich nützlich erwiesen. Behandlung.

Nachtschatten.

Er blüht vom Juni bis Oktober und gehört zu den Solaneen, in die 5. Linné'sche Klasse.

Obwohl alle dazu gehörigen Pflanzen als verdächtig angesehen werden müssen, sind es doch besonders 2 Arten, die wegen ihrer weiten Verbreitung und ihrer giftigen Beeren am meisten zu fürchten sind.

a. Bittersüß, Nachtshatten

Waldnachtshatten, Wasserranke, Hirschkraut, Mäuseholz,
Saubrot, Hühnertod.
(*Solanum Dulcamara*).

Beschreibung.

Diese Pflanze findet sich in ganz Deutschland in bergigen, sumpfigen Gegenden, an schattigen Stellen, Ufern, Hecken, Mauern, Wegen, in Gärten, auf Schutthaufen und Aekern.



Fig. 9. Bittersüß.

Die dünne kriechende Wurzel ist ästig und faserig; der glatte strauchartige Stengel ist bis zu 1 m lang, kletternd oder liegend. Die hin- und hergebogenen Zweige sind federfeldick und rund, die älteren mit einer bräunlich grünen, rissigen, die jüngeren mit blaßgelblich grüner Rinde.

Die 5—8 cm langen Blätter haben lange Stiele, sind am Rande glatt, auf beiden Seiten unbehaart, am unteren Ende herz-eisförmig, am oberen spießförmig, zwei- bis dreiteilig.

Die violetten, auf Stielen sitzenden Blüten erscheinen gegen das Ende der Zweige hin in herabgebogenen, den

Blättern gegenüberstehenden Doldentrauben. Der dunkelviolette Kelch ist einblättrig, napfförmig, dreizählig. Die länglich ovalen, spitzigen Lappen sind zurückgeschlagen und mit zwei grünen drüsigem Flecken gezeichnet. Die Blüte hat fünf Staubfäden.

Die Frucht ist eine rote, länglich runde, glatte, zweifächerige, vielen Samen enthaltende, saftige Beere. Der Samen selbst ist nierenförmig.

Der Geruch der frischgequetzten Zweige und Stengel ist widerlich, betäubend. Der Geschmack ist anfangs bitter, nachher süßlich, der der Beeren ist bitter mit giftiger Wirkung. Raut und verschluckt man die Beeren, was von Kindern häufig geschieht, so folgt ein heftiges Brennen und Kratzen im Halse, Übelkeit, Schwindel, Irrreden, Verlust der Sprache, des Gefühls, des Bewußtseins, Schlassucht, Angst, Magenkrampf, mitunter auch Erbrechen, wodurch im günstigen Falle der giftige Stoff wieder entfernt wird.

Die Pflanze wirkt überhaupt narkotisch so giftig, daß z. B. ein Kaninchen binnen 6—8 Stunden von einem Tropfen des ausgepreßten Saftes getötet wird.

Bei Menschen zeigt sich zuerst eine auffallende Niedergeschlagenheit, Eingenommenheit des Kopfes, quälender Brechreiz, auch Schlingbeschwerde und eine allgemeine Herabstimmung der Nerven; eine Erweiterung der Pupille aber tritt nicht ein. Ganz besonders gefährlich ist die Pflanze dadurch, daß die Kinder sie überall finden, leicht an sie herankommen können und die Beeren gern pflücken, wäre es auch zunächst nur, um damit zu spielen.

b. Der schwarze Nachtshatten

Bürstenkraut, Saukraut.

(*Solanum nigrum*.)

Er kommt häufig auf Äckern und Feldern vor und blüht mit der ihm verwandten Kartoffel gleichzeitig von Juni bis Oktober. Beschreibung.

Der aufrechte, sehr ästige Stengel wird $\frac{1}{3}$ — $\frac{2}{3}$ m hoch und trägt gestielte 4—8 cm breite Blätter.

Die kleinen weißen Sternblümchen mit hervorstehenden, gelblichen Staubfäden säulen stehen in Dolden und liefern

erbsengroße, runde, schwarze Früchte, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Heidelbeeren haben und daher von kleinen Kindern ohne Mißtrauen mit großer Freude gegessen werden. Zum Glück geschieht dieses nicht in Menge, da die Beeren einen widrigen Geschmack haben, so daß auch das noch im Munde Befindliche weggespöen wird. Leider aber ist dann doch oft schon einiges von dem Saft verschluckt und bringt Vergiftungserscheinungen hervor.

Das auch an sich schon verdächtig aussehende frische Kraut recht unangenehm betäubend und schmeckt salzig bitter.

Verdächtig sind alle Nachtschatten-Arten, auch Beeren und Kraut der Kartoffeln, selbst die Kartoffelschale und die Keime, welche sie im Keller treiben.

Wirkung. Wenn Kinder die schwarzen Beeren dieses Nachtschattens genießen, stellen sich Angst, Magenkrämpfe, Erbrechen, Schlafsucht, Irrededen und starke Zuckungen in den Gliedern ein. Auch die Blätter verursachen heftige Magenschmerzen, große Angst, Neigung zum Erbrechen und Schwindel, wie in einem mir bekannten Falle, wo solche Blätter zwischen Kohl geraten waren. Mehr aber noch, als die Blätter, erregen die Beeren der Kartoffel Betäubung und Schwindel. Geflügel und Schweine sterben von den Beeren des schwarzen Nachtschattens.

Behandlung. Bei beiden Arten des Nachtschattens wende man als erste Hülfe das Verfahren an, welches weiter oben gegen narkotische Vergiftungen überhaupt empfohlen ist: Anregung zum Brechen durch laues Wasser und dergl.; innerlich Gerbsäure, Kaffee, Thee, Wein u. s. w.; bei sich einstellender Hitze im Kopfe kalte Umschläge, oder Senfpflaster.

Vergiftungen in Folge des Genusses der Beeren von den Nachtschattenarten kommen häufig vor; ebenfalls durch Verwendung des blühenden Stengels zum Aufhängen in den Kinderwagen als Schlafmittel, was nach Maly an vielen Orten in Deutschland, Ungarn und Böhmen noch gebräuchlich sein soll. Schädlich sind ferner die gekeimten und grünen Kartoffeln, wenn sie, was häufig geschieht, zum Branntweimbrennen benutzt werden, wobei sich das Fuselöl entwickelt.

Der Dattelbranntwein in Egypten soll auch durch die Beimischung von Solanum-Arten giftig wirken. Lorry will während des französischen Feldzuges in Egypten bei den Soldaten durch diese Getränke hervorgerufene Vergiftungserscheinungen beobachtet haben. Ferner teilt Müller einen Fall mit, wo im Jahre 1840 in Ungarn eine Familie nach dem Genuße eines aus keimenden Kartoffeln bereiteten Breies starb.

Giftlattich.

(*Lactuca virosa*.)

Er gehört zu den Cichoreen, 19. Linné'sche Klasse, und Beschreibung.
blüht im Juli und August. Es ist eine große Ähnlichkeit mit dem bekannten Acker-salat, der wilden *Lactuca*, vorhanden, doch finden unverkennbare Unterscheidungsmerkmale statt.

Der Giftlattich ist zweijährig, der Acker-salat einjährig. Der Stengel des ersteren ist bis über die Mitte mit Stacheln besetzt, der des Acker-salates nur am Grunde. Die Blätter des Giftlattich stehen meist wagerecht, die Flächen nach oben und unten gewendet, die Blätter des Acker-salates senkrecht, die Flächen nach rechts und links gewendet.

Die Blütenköpfchen des Giftlattichs bilden eine Rispe mit aus-



Fig. 10. Giftlattich.

gebreiteten Zweigen. Die Früchte sind schwarz und an der Spitze kahl. Überdies ist der Giftlattich mit weit reichlicherem und weit stärker riechendem Milchsaft versehen.

Wirkung. Das, was uns hier interessiert, ist dieser Milchsaft, der besonders wirksam dann ist, wenn die Blütezeit beginnen will. Der Geruch desselben ist widrig und betäubend, der Geschmack sehr bitter und scharf, etwas äzend. Der Saft bewirkt an Lippen, Nase und Augen, wenn er damit in Berührung kommt, Entzündung und Ausschlag; überhaupt ist die Wirkung ähnlich der des Mohnsaftes, aber schwächer.

Behandlung. Den üblen Folgen, die nach dem Genusse eintreten, wird durch Milch, namentlich aber durch starken Kaffee, in der Regel sicher und bald abgeholfen.

Der Taumellolch

Giftlolch, Schwindelhafer, Tollkorn, Tollgerste, Sommerlolch
(*Lolium temulentum*)

Beschreibung. gehört zu den Gramineen, in die 3. Klasse nach Vinné.

Dieses einzige wirkliche Gras, bei welchem man giftige Eigenschaften gefunden hat, ist einjährig und kommt besonders unter dem Sommergetreide vor. Außerdem findet sich dieser Lolch, dessen Name aus dem lateinischen „*Lolium*“ entstanden ist, auch noch an Wegen und Ackerrändern.

Die Wurzel ist faserig und bräunlich weiß; der Stengel stielrund, aufrecht, steif, 1 m hoch, unten glatt, oben mit 3—4 bräunlich grünen Knoten besetzt. Die Blätter sind gescheidet, lineal-lanzettlich, flach. Die Blüten erscheinen im Juni und Juli; sie stehen in zweizeiligen, zusammengesetzten, langen Ähren, welche letzteren aufrecht und länglich sind. Der Kelch ist meist einspaltig.

Wirkung. Der eigentlich gefährliche Teil dieses Grases ist der kleine, längliche, braune, wie zusammengedrückt ansehende, häßlich schmeckende Samen. Seine Gefährlichkeit wird dadurch noch erhöht, daß er aus Unvorsichtigkeit mit gemahlen wird und so in das Brot gelangt. Lopi berichtet von einem

französischen Regimente, welches in Genua mit Taumellolch vermengtes Brot erhielt, dadurch aber sehr entkräftet und so lange dienstunfähig wurde, bis man taumellolchfreies Brot herbeischaffte. Auch wurde der Samen ehemals mit zum Branntweimbrennen und Bierbrauen gebraucht, um diese Getränke stärker, d. h. berauscher zu machen. Übrigens ist der Solch auch für Tiere gefährlich, falls er sich zwischen dem Futter befindet.

Die gewöhnlichen Zufälle nach dem Genuße sind: Übelkeit, Magenweh, Erbrechen, Kopfweh, Schwindel, allgemeine Schwäche, Ohrensausen, Dunkelheit vor den Augen, Kälte der Arme und Beine — die jedoch nicht immer eintritt —, große Angst, Zittern der Glieder, Irrreden, Lähmungen, allgemeine Zuckungen und Schlagfluß, kalte Schweiß, oft anhaltender Schlaf, welcher, wenn nicht bald Hülfe kommt, zum Tode führt.

In der ersten Behandlung, so lange das Gift noch im Magen ist, suche man durch Brechmittel, Reizen des Gaumens, Trinken von warmem Wasser, Erbrechen hervorzurufen, um das Gift zu entfernen; alsdann wende man Pflanzensäuren an. Auch haben sich kalte Waschungen des ganzen Körpers, sowie Essig-Alystiere sehr nützlich gezeigt.

Behandlung.

Kornrade oder Rade-Trespe

(*Agrostemma Githago*).

Sie gehört zu den Sileneen, in die 10. Klasse nach Dinné und äußert eine ähnliche Wirkung wie der Taumellolch, nur ungleich schwächer.

Gefährlich sind hauptsächlich die schwarzen, spiznierenförmigen, harten, geruchlosen, jedoch bitter schmeckenden Samenkörner, welche durch das Getreide, in welchem die Pflanze wächst, leicht dem Mehle beigemischt werden.

Bekannt ist, daß sie, gleich dem Taumellolche, früher auch von Bierbauern und Branntweimbrennern benutzt wurde, um ihre Getränke stärker und berauscher zu machen.

Gegen das durch Rade herbeigeführte Übelbefinden verfährt man genau, wie bei dem Taumellolche, resp. wie es bei scharfnarkotischen Vergiftungen überhaupt angegeben ist.

Fingerhut

(*Digitalis purpurea*).

Beschrei-
bung.

Zu den gefährlichsten Giftpflanzen unserer Wälder gehört die in mehreren Arten auch in unsern Gärten als Bierpflanze gezogene Fingerhutblume. Sie ist zweijährig und in den



Fig. 11. Fingerhut.

verschiedensten Gegenden Deutschlands auch unter dem Namen roter Fingerhut, Waldglocke, Waldschelle bekannt. Nach der natürlichen Pflanzenordnung wird sie zu den Scrofularineen, in die 14. Linné'sche Klasse gezählt.

Sie wächst in Mittel-Europa in sandigen Berggegenden, in üppiger Menge im Harzgebirge, wo sie oft ganze Berge bedeckt. Ihre Blütezeit ist im Juni, Juli und August; sie hat eine starke, ästige, langfaserige, weiße Wurzel und treibt einen aufrechten, bis zu $1\frac{1}{2}$ m hohen, mit kurzem, zartem Filz bedeckten Stengel, an welchem die dunkelgrasgrünen, abwechselnd stehenden, länglich lanzettlichen, nezförmig geaderten und scharf gekerbten Blätter an leicht behaarten Blattstielen herablaufen. Die Blätter sind oberseits etwas weichhaarig, graugrün, unterwärts mit zartem Wollüberzuge und aderig runzelig. Die am Stamme sitzenden oberen Blätter sind weit kleiner, als die 12—20 cm langen, gestielten unteren Blätter.

Die Blüten bilden oben am Stengel eine lange, aber einseitige Traube. Die einzelnen Blütenstiele haben unten ein herzförmiges Deckblättchen. Der grüne, die Blumenkrone tragende Kelch besteht aus 5 Teilen und bleibt auch an der Frucht haften. Die 5 Teile sind nach oben stumpf-eiförmig.

Die eigentliche, bis gegen 5 cm lange Blüte ist oben bauchig-glockenförmig, nach unten eine rundliche Röhre, am oberen Ende vierlappig. Die Lappen sind klein, die unteren mehr hervorstehend, außen schön purpurviolett, innen weißlich gefleckt, mit ebenfalls purpurroten Punkten. Die 4 Staubfäden, von denen 2 kürzer sind, stehen unter der Oberlippe.

Die Frucht ist eine zweiflappige, zweifächerige, auf beiden Seiten mit einer Längsfurche versehene, eine Menge Samen enthaltende Kapsel. Der längliche Samen ist rotbraun, ebenfalls mit einer Längsfurche und vielen Grübchen versehen. Der Geruch ist widerlich, der Geschmack des frisch zerquetschten Krautes äußerst scharf, widerlich bitter und lange nachhaltend.

Die verlockende Pracht dieser Purpurblume verführt Kinder gar oft dazu, sie zu pflücken und den Stengel längere Zeit in der Hand zu tragen, wodurch schon bei der großen Giftigkeit der Pflanze unangenehme Erscheinungen entstehen können. Wieviel gefährlicher aber würde sie noch sein, wenn nicht die Natur selbst dafür gesorgt hätte, daß der widerliche Geruch und der ekelhafte Geschmack die Kinder bald zum Wegwerfen veranlaßte.

Wirkung.

Wenn Kinder, aus dem Freien, namentlich aus einem Walde, wo diese Blume wächst, zurückkehrend, über das geringste Uebelbefinden klagen, so muß sofort durch freundliches Fragen ermittelt werden, ob sie mit dieser Pflanze in Berührung gekommen sind.

Hat man davon genossen, so fühlt man auf der Zunge und im Halse ein unablässiges Kratzen. Es stellt sich allmählich Betäubung ein. Herz- und Pulsschlag werden sehr unregelmäßig, immer langsamer und fallen oft rasch von 100 Schlägen in der Minute auf 30—20. Dazu gesellen sich oft in rascher Folge Kratzen im Schlunde, Magenbrennen, Uebelkeit, grau-grünes Erbrechen, kolikartige Schmerzen in den Gedärmen, Diarrhöe, heftiger Durst, oft auch Speichelfluß. Außer dem Blutandrang nach dem Kopfe können Anfälle von Delirium, Schlassucht, Trübung des Sehens und vollständige Empfindungslosigkeit eintreten. Eine Erweiterung der Pupille, wie durch die Tollkirsche, zeigt sich dabei nur sehr selten.

Treten alle diese Anzeichen zusammen auf, so ist die Gefahr sehr groß. Man gebe aber nicht alle Hoffnung auf und säume keinen Augenblick, gleich zu Anfang, wenn sich auch erst eine leichte Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Herzbeklemmung, gelindes Halskratzen, Uebelkeit oder eine merkbare Verlangsamung des Pulschlages zeigt, sofort die geeigneten Mittel anzuwenden.

Bei einer Vergiftung durch diese Pflanze treten die Symptome gewöhnlich in nachstehender Reihenfolge auf, worauf man genau zu achten hat, um zu erfahren, wie viel Zeit seit der Vergiftung verflossen ist. Zuerst zeigt sich Eingenommenheit des Kopfes, leichte Betäubung, Schwindel, Schlassucht, Trübung des Sehens, Flimmern vor den Augen, Empfindungslosigkeit, große Muskelschwäche, unaufhörliches Brennen und Kratzen im Halse, quälender Durst, fortwährende Uebelkeit und Brechreiz, dem dann auch zuweilen ein grasgrünes, wässeriges Erbrechen folgt, heftiges Schneiden im Unterleibe, Durchfall; ein immer langsamer, oft fast unspürbar werdender, auch ganz aussetzender Puls- und

Herzschlag. Endlich tritt vollständige Lähmung und der Tod ein.

Die Behandlung weicht nur wenig ab von der gegen die Wirkung scharfnarkotischer Gifte einzuleitenden. Behandlung.

Zunächst veranlasse man eine Magenausspülung durch die Magenpumpe, reiche ein Brechmittel, dann Pflanzensäuren, Tannin, auch wohl Sod, später sogenannte einhüllende Mittel wie Gersten- und Haferschleim, Milch u. s. w. sowohl als Getränk, wie auch in Form eines Nlystieres. Bei Verschlimmerung des Leidens lege man, namentlich gegen die Unterleibsschmerzen, erweichende Umschläge, warme Tücher und warme Deckel auf die Magenegend und den Unterleib. Um die Herzthätigkeit zu beleben, wende man innerlich Wein, Kampfer, Aether, Kaffee und Salmiak an, äußerlich dagegen Waschungen mit Spiritus. Auch sind Senfpflaster auf Herz- und Magenegend zu legen.

Bergiftungen durch Fingerhut sind sehr viel bekannt geworden, meistens aber mit günstigem Ausgange. Theils wurden sie veranlaßt durch Verwechslung, theils durch Mißverständnis, am häufigsten aber durch den Gebrauch großer Gaben als Hausmittel, z. B. gegen Wassersucht, Herzfehler und dergl. Sehr viel Aufsehen erregte seiner Zeit der Pariser Giftmordprozeß, welcher 1864 gegen den Homöopathen Couty de la Pommerais wegen Vergiftung der Wittve de Pauw geführt wurde und mit dessen Verurteilung endigte.

Ein zweiter tödlich verlaufender Fall kam in London zur Verhandlung, wo ein Quacksalber einem jungen Manne 6 Unzen einer konzentrierten Abkochung von Fingerhutblättern verordnet hatte. Es zeigten sich kurz nach dem Einnehmen dieser Flüssigkeit Erbrechen, Diarrhöe, Schlassucht und heftige Leibschmerzen, die Pupillen erweiterten sich und waren gegen Licht unempfindlich, der Puls wurde immer kleiner, langsamer und unregelmäßiger, schließlich stellten sich heftige Krämpfe und nach 22 Stunden der Tod ein. Ferner wird noch ein Fall erwähnt, wo ein junger Mann behufs Erlangung der Untauglichkeit für den Militärdienst von einem sogenannten Freimacher 100 Pillen, aus Fingerhutpulver

bestehend, mit der Weisung erhielt, täglich 8 Pillen davon zu nehmen. 11 Tage nach dem Genusse stellten sich Erbrechen, Dunkelsehen, Ohrensausen und große Schwäche ein, der Puls wurde immer langsamer, die Schwäche größer und Patient starb drei Wochen später trotz zweckmäßiger Behandlung.

Tabak

(*Nicotiana tabacum*).

Beschreibung.

Der Tabak wurde 1496 von Roman Pane, des Columbus Begleiter, auf St. Domingo entdeckt, von Hernandes de Toledo 1559 nach Portugal gebracht und von Jean Nicot (daher



Fig. 12. Tabak.

der Name *Nicotiana*), französischem Gesandten in Lissabon, nach Paris geschickt.

Der Tabak gehört in die 5. Klasse des Linné'schen Systems, zu den Solaneen und wird bei uns kultiviert. Er

ist jährig, seine Wurzel weißgelblich, ästig, vielfaserig. Der Stengel erreicht eine Höhe von $1\frac{1}{3}$ — $1\frac{2}{3}$ m, ist krautartig, mit kurzen, feinen Drüsenhaaren besetzt. Die Blätter sind ziemlich groß, abstehend und gelblich grün; die wurzelständigen eiförmig länglich, die unteren stengelständigen länglich lanzettlich, die oberen lineal, langzugespitzt. Die Blüten haben eine blaßrote Farbe. Der Kelch ist einblättrig, röhrig, fünfspaltig und bleibend. Die Blumenkrone ist trichterförmig und rosenrot. Die 5 Staubgefäße sind auf dem Grunde der Krone befestigt. Die Frucht ist eine braune, eirunde, kegelförmige, vierfurchige, zweifächerige, nach oben mit 4 Klappen aufspringende, vielsamige Kapsel. Der Samen ist braun, klein, eirund-nierenförmig. Die getrockneten Blätter haben eine braungelbe Farbe und besitzen im frischen Zustande einen scharfbittern, widrigen Geschmack.

Obgleich alle Teile der Pflanze, je nach dem Gehalte von Nicotin mehr oder weniger giftige Eigenschaften haben, so sind es doch hauptsächlich die getrockneten Blätter und die daraus verfertigten Rauch- und Schnupstabake, Zigarren und sonstige Präparate, welche Veranlassung zu Vergiftungen geben. Wirkung.

Die meisten Vergiftungen, welche zur Beobachtung kommen, entstehen entweder durch Mißbrauch oder durch Unvorsichtigkeit, so durch ungewohntes und übermäßiges Rauchen von Tabak oder Zigarren, durch den Genuß von Tabakauszügen statt Kaffee oder Thee, wie durch die Anwendung zu starker Tabaksklystiere, aus dem Aufguß von Tabakblättern, ebenso durch Klystiere mit Tabakrauch. Auch hat man tödlich verlaufende Fälle beobachtet durch die äußere Anwendung von Tabakblättern oder von Tabaksaft gegen Geschwüre, Krätze, Grind etc.

Die Erscheinungen, welche bei einer Vergiftung durch Tabak auftreten, sind gewöhnlich zuerst Schluchzen, blaßes Gesicht, kalte Schweiß, namentlich an den Händen und an der Stirn, Schwäche, Bittern, Schwindel, große Angst, erschwertes Respiration, langsamer, aussetzender, unregelmäßiger Puls, Schmerzen und Brennen im Munde und Schlunde, Speichelfluß, Würgen, Erbrechen, Leibschmerzen, Durchfall,

Verlust der Sprache, heftige Konvulsionen, welche zuweilen rasch in allgemeine Lähmung und Tod übergehen.

Zum Glück verlaufen nun nicht alle Fälle tödlich, sondern es tritt meistens Genesung ein, wobei dann aber doch zuweilen Kopfschmerz, Schwindel, Bittern, Herzklopfen, Magenschmerzen und Appetitlosigkeit Wochen, selbst Monate lang zurückbleiben können.

Außer diesen eben angeführten Erscheinungen sollen durch die Verarbeitung dieser Pflanze in den Fabriken, so wie durch den übermäßigen Gebrauch des Tabaks zum Rauchen, Schnupfen und Kauen noch folgende Krankheiten veranlaßt werden: Mundfäule mit blassem Aussehen der Lippen, schwarze Färbung der Zähne, Rachenkatarrh, Luftröhrenentzündung mit allgemeiner Abmagerung, Appetitlosigkeit, Bleichsucht, Schwindel und Reizbarkeit der Nerven.

Behand-
lung.

Bei einer akuten Vergiftung, wo nicht durch das Nicotin selbst schon Erbrechen hervorgebracht ist, suche man dasselbe durch Darreichung von einer Kochsalzlösung, lauwarmem Wasser, Milch u. s. w. zu veranlassen. Ferner wende man so bald wie möglich die Magenpumpe an. Ist der Magen entleert, so gebe man als Gegenmittel Pflanzensäure, namentlich Tannin; mache kalte Begießungen auf Kopf und Nacken, wende Senfpflaster, und um die Herzthätigkeit wieder zu erhöhen, flüchtige Reizmittel, Wein u. s. w. an. Gegen chronische Zustände ist in erster Linie das Abbrechen der Arbeit in den Fabriken zu empfehlen; das Rauchen, Schnupfen und Kauen zu verbieten.

Schöllkraut oder Goldwurz

(Chelidonium majus).

Beschrei-
bung.

Diese ausdauernde Pflanze blüht vom April bis Juni, wächst gern auf Schutthaufen, an Hecken, Bäumen und Waldrändern. Sie gehört zu der Familie der Papaveraceen, der 13. Klasse nach Linné.

Die Wurzel ist vielfaserig, rötlich braun, gelbmilchend; der Stengel $\frac{1}{3}$ —1 m hoch, ästig; die Blätter groß, gefiedert,

Fiederblättchen eiförmig, gekerbt, nezförmig geädert, lappig ausgeschnitten, oben hell, unten blaugrün, die äußeren dreitheilig und größer. Die Blüten sind gelb, in einfachen, gestielten Dolden; die Blattstiele geflügelt, haarig. Der Kelch ist grün, zweiblättrig; die Krone groß, dunkelgelb, vierblättrig, mit zahlreichen Staubgefäßen. Die Frucht bildet eine schotenförmige, einfächerige, vielkörnige Kapsel, deren Samen glänzend schwarzbraun ist, mit kleinen Grübchen.

Der Geruch des frischen Krautes ist etwas widrig, der Geschmack scharf, bitter, brennend. Alle Teile der Pflanze enthalten einen scharfen, goldgelben, anfangs süßlich, hinterher scharfschmeckenden, hautrötenden Milchsaft. Vergiftungsfälle, welche bis jetzt vorgekommen, sind meistens durch unvorsichtigen Gebrauch veranlaßt, besonders in Belgien und Frankreich, wo der frisch ausgepreßte Saft zu Frühlingsturen gebraucht wird. Aber auch bei uns wird der frische Saft zur Vertilgung von Warzen, zum Heilen alter Geschwüre, als hautreizendes und Arznei-Mittel angewandt.

Wirkung.

Innerlich genommen zeigen sich zuerst Blasen in der Mundschleimhaut, dann erschwerte Respiration, langsamer kleiner Puls, heftige Magenschmerzen, Uebelkeit, Erbrechen und Verlust des Bewußtseins.

Die Behandlung kann, wie in allen diesen Fällen, nur eine symptomatische sein nach den, bei scharfnarkotisch wirkenden Pflanzen allgemeinen Regeln.

Behandlung.

Hahnenfuß

Butterblume, Dotterblume, Ranunkel.

Es giebt mehrere Arten dieses Gewächses, von denen aber hauptsächlich 3 giftige Eigenschaften besitzen. Sie gehören alle zu den Ranunculaceen, in die 13. Linné'sche Klasse.

Beschreibung.

a. Gifthahnenfuß

(*Ranunculus sceleratus*).

Er blüht im Juli und August, und kommt an Teichen und sumpfigen Stellen vor. Seine Wurzel besteht aus weißen, feinen Fäserchen. Der Stengel erreicht eine Höhe bis zu

1 m, ist vielästig, weiß und hohl. Die Wurzelblätter sind dreilappig, die Stengelblätter weniger gelappt, lanzettförmig,



Fig. 13. Gifthahnenfuß.

stiellos und fleischig. Die Blüten bestehen aus 5 kleinen, blaßgelben Blättern, denen die oft schon sehr früh abfallenden Kelchblättchen fehlen.

b. Scharfer Hahnenfuß
(*Ranunculus acris*).

Sein Vorkommen ist ebenfalls auf feuchten Wiesen und in Gebüsch. Blütezeit: Mitte Sommer. Stengel und Blütenstiele sind kurz anliegend behaart, rund, glatt und

hohl. Am Ende jedes Zweiges und Stengels befinden sich die schönen goldgelben Blüten.

c. Brennender Hahnenfuß
(*Ranunculus flammula*).

Diese Pflanze ist weit kleiner als die vorigen; sie steht an nassen Orten und blüht vom Mai bis September. Der Stengel ist schwach, meist am Grunde der liegenden Wurzel



Fig. 14. Brennender Hahnenfuß.

ohne Abläufer. Die Blätter sind lanzettlich, die unteren ganz gestielt. Den kleinen, gelblich glänzenden Blüten fehlen zuweilen die Blumenblätter.

Wirkung. Zerreibt man Teile dieser 3 Pflanzenarten zwischen den Fingern, so erfolgt ein unwillkürliches Thränen der Augen, ein starkes, von viel feuchter Absonderung begleitetes Niesen. Außerlich längere Zeit auf die Haut gelegt, erzeugt die Pflanze Jucken, schmerzhaftes, arges Brennen und zieht Blasen, die schnell in Geschwüre übergehen. Die Bettler in großen Städten pflegen dieses zu thun, um an ihrem Körper Geschwüre zu erzeugen.

Innerlich verursachen diese Pflanzen, wenn die Blütenstengel zerkaut werden, heftige Schmerzen in der Kehle, sowie Brennen im Magen, und, ist viel davon verschluckt, auch Schluchzen, Ohnmachten, Aufgeregtheit, nichtsfagendes Lachen, kalten Schweiß und Krämpfe. Kommt keine Hülfe, so kann schließlich auch der Tod eintreten.

Behandlung. Bei dieser Vergiftung gilt reine Milch als das beste einhüllende Gegenmittel. Ferner sind Pflanzensäuren, wie auch Seifenwasser empfohlen. Ist schon Erbrechen und Diarrhöe erfolgt, so gebe man Hafer- und Gerstenschleim.

Gefner giebt an, daß der Saft vom Hahnenfuße auf den Alpen und Pyrenäen zum Vergiften der Pfeile verwendet worden ist, selbst jetzt noch häufig zum Färben der Butter benutzt wird. Vergiftungen durch diese Pflanze sind sonst nur wenig verzeichnet; eine, wo ein Mann durch Verwechslung eine ziemliche Menge des Saftes zu sich genommen hatte und starb; eine zweite, wo eine ganze Familie nach dem Genuße der Wurzel zu Grunde ging. Eine halbe Unze ihres Saftes ist hinreichend, einen Hund zu töten.

Eisenhut

Sturmhut, Venuswagen, Mönchskappe.

(Aconitum Napellus.)

Beschreibung. Er gehört in die 13. Linné'sche Klasse, zu den Ranunculaceen. Besonders giftig sind die Wurzeln der wildwachsenden Arten. Die rübenförmige, ausdauernde Wurzel bekommt viele Nebenwurzeln, die dann wieder einen Stengel

treiben. Dieser Stengel ist gerade, aufrecht, $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ m hoch mit vielen Aesten, die an der Spitze Blüten tragen.

Die Blätter sitzen auf langen, rinnenförmigen Stielen und sind bis zu ihm hinab fünffach geteilt. Jede dieser Abteilungen ist wieder in Lappen gespalten, und jeder dieser Lappen mit 1 oder 2 Zähnen besetzt. Die Blätter sind dunkelgrün.

Die Blume ist blau, groß, helmartig, an langem Stengel oder ästigen Trauben; der Blumenstiel aufrecht, der Kelch veilchenblau, Staubgefäße sind zahlreich, von violetter Farbe. Die Frucht mit braunen, meist sechs kantigen Samenkörnern bildet eine Balgkapsel.

Die ganze Pflanze ist allgemein bekannt, sowohl die in Gärten vorkommende Art, wie die wildwachsenden. Uebrigens sollte sie in Gärten, wohin Kinder kommen, nicht geduldet werden.

Die Eigentümlichkeit der blauen, auch weißen Blüten verlockt die Kinder, mit ihnen zu spielen und nur zu leicht folgen sie auch hier der leidigen Gewohnheit, die Stengel in den Mund zu nehmen, wobei dann die Vergiftung unausbleiblich ist.

Schon die äußere Berührung ist mit Gefahr verknüpft. Ein Knabe, der einige Blätter sich auf die Stirn legte, sie als Sonnenschirm benutzte und kurze Zeit liegen ließ, fiel



Fig. 15. Eisenhut.

Wirkung.

in Ohnmacht und bekam Krämpfe. Ihrer Wirkung nach gehört die Pflanze zu den scharf narkotischen Giften, doch scheint sie in den meisten Fällen vorzugsweise entzündungserregend zu wirken. Es stellt sich zuerst ein heißender, stechender Schmerz auf der Zunge, selbst Lähmung derselben ein, dann Speichelfluß, Magenschmerzen, Würgen, Erbrechen. Zu beachten ist eine eigentümliche Kälte im Unterleibe, oft mit dem Gefühl einer sich herumdrehenden Kugel. Die Schmerzen im Unterleibe werden immer heftiger, es erfolgen blutige Stuhlgänge, Schmerzen in allen Gliedern, Brennen im Kopfe und ein Gefühl von Ameisenlaufen in den Fingerspitzen und Beinen. Zuletzt zeigen sich Zuckungen im Gesichte, ja, es treten allgemeine Krämpfe, Wahnsinn und Starrsucht auf. Unmittelbar vor dem Tode erscheinen oft noch heftige Anfälle von Wut, doch hat man mit dieser Pflanze Vergiftete auch ohne obige Folgenreihe der das Ende verkündenden Anzeichen sterben sehen. Auch wenn das Schlimmste abgewendet und die Vergiftung gehoben wird, bleiben doch mitunter noch Abzehrung und Blindheit zurück. Schon die Ausdünstung kann Bangigkeit, Schwäche, Ohnmachten hervorrufen, und ebenso die längere Berührung, wie schon oben bemerkt ist.

Behandlung.

Zunächst ist, wenn der Genuß des Giftes erst kurz vorher stattfand, und das Genossene noch nicht verdaut und in den Körper übergetreten ist, ein Brechmittel zu geben, dem man Pflanzensäure folgen läßt, zum Einnehmen und als Klystier. Andre Aerzte empfehlen auch schleimige Mittel, Hafer-, Gersten- oder Graupenschleim.

Der Eisenhut giebt sehr häufig Veranlassung zu Vergiftungen, sei es durch Beimischung der Blätter unter Salat und Gemüse, sei es durch Verwechslung der Wurzel mit andern essbaren Wurzeln, wie Meerrettich u. s. w. In alten Zeiten sollen die Indier den Saft zur Bereitung eines starken Pfeilgiftes benutzt haben. Auch wird er jetzt noch in manchen Gegenden zum Töten von Ungeziefer gebraucht.

Eine Nonne, welche aus Bersehen 70 gr der Fleming'schen Tinktur erhalten hatte, bekam nach wenigen Minuten heftiges

Brennen im Magen, großen Durst, Erbrechen, starke Unruhe, Schwindel, kalte Schweiß, konnte weder stehen noch gehen und starb nach heftigen Krämpfen bei ungetrübtem Bewußtsein.

Wolfsmilch

Eselmilch, Teufelsmilch.

(*Euphorbium cyparissias.*)

Diese allgemein bekannte Pflanze, zu den Euphorbiaceen, der 21. Klasse nach Linné, gehörig, wächst auf dürrer Boden und kahlen, sonnigen Hügeln; die ausdauernde Wurzel ist ästig, und die aufschießenden Stengel sind dicht mit stumpfen oder spitzen, bläulich grünen kleinen Blättchen besetzt. An den Spitzen bilden sich die Blumen in vielstrahligen Dolben. Die Frucht ist eine elastisch aufspringende, warzige Kapsel mit einem Samenkorn in jeder Kapsel. Beschreibung.

Alle Arten enthalten einen weißen, scharfen Milchsaft, den man vielfach zur Tilgung von Warzen benutzt. Die Kinder suchen sich gern Raupen, um sie zu Hause zu Cocons werden zu lassen und pflücken als Futter dann dieses Kraut; dabei bleibt ihnen Saft an den Händen, den sie oft unbedacht ablecken.

Dieser weiße Milchsaft erregt äußerlich Geschwulst, Blasen, Geschwüre, innerlich heftiges Brennen am Gaumen, Speichelfluß, Blasenbildung im Munde mit Anschwellung der Zunge, heftige Schmerzen im Magen, großen Durst, Würgen, blutige Stuhlgänge, Entzündung der Darmschleimhaut, Austreibung des Leibes. Die Haut wird kalt; der Patient ist teilnahmslos; es stellt sich Schwindel ein, Bittern der Glieder, Ohnmachten, Zuckungen, und zuletzt erfolgt der Tod. Wirkung.

Die Behandlung besteht hauptsächlich in Darreichung von Oelen, Eiweiß, Milch. Auch sind warme Bäder und flüchtige Reizmittel zu empfehlen. Behandlung.

Mutterkorn

(Secale cornutum).

Beschreibung.

Das Mutterkorn ist das giftige Produkt einer pathologischen Veränderung des Fruchtknotens verschiedener Gräser, eine besonders bei dem Roggen vorkommende Krankheit und für den Menschen, wenn er davon genießt, außerordentlich gefährlich. Zwar wird es niemandem einfallen, diese kranken Körner, so wie sie da sind, zu essen, aber sie werden aus Unvorsichtigkeit mit gemahlen und kommen dadurch mit in das Brot. Die Folgen des Genusses von solchem Brote sind um so trauriger, als nicht nur Einer, sondern stets mehrere, ja ganze Familien damit vergiftet werden.

Die Ursache dieser Entartung ist ein kleiner Pilz, Sphacelia, nach Mittel Sclerotium, der sich auf der Spitze des unentwickelten Fruchtknotens des Roggens befindet, resp. fest sitzt und so den ersten Anfang zur Entwicklungsstufe giebt, aus welcher das Mutterkorn hervorgeht. Zuerst nehmen diese Körner eine schwarzbraune, mit länglichen lichten Streifen vermischte Farbe und die Gestalt einer Vogelflaue an. Die Länge solcher Mißgestaltung beträgt oft 12—20, die Dicke 2—4 mm. Das in solchen Körnern enthaltene Mehl ist noch ziemlich weiß, wird aber violett und hat einen auffallend scharfen Geschmack. Der wirksame Bestandteil in den Körnern ist das Ergotin.

Wirkung.

Die Folgen des Genusses sind: Speichelfluß, Würgen, Trockenheit im Halse, Ekel, Magenweh, Kopfschmerzen, Erweiterung der Pupille, Nasenbluten, Schwäche der Glieder, Erbrechen, Diarrhöe, Ohnmachten, Schwindel, Krabbeln in der Haut, Jucken, Blindheit, Ameisenkriechen in Armen und Beinen, Zusammenziehen der Gelenke, Zucken und Ziehen in den Gliedern; kalter Schweiß, gelbe Gesichtsfarbe stellen sich nach und nach ein. Der Puls wird klein, langsam, aussetzend; es tritt Lähmung der Glieder ein, Wahnsinn, oft auch trockener Brand an den Händen und Füßen und endlich der Tod. Zu bemerken ist noch, daß die Leichen sehr bald in Verwesung übergehen. Die eigentliche Krabbel-

krankheit hat ihren Namen von dem fortwährenden Zucken und Krampfen, welches die Kranken empfinden.

Die Folgen einer Vergiftung durch Mutterkorn sind überhaupt schwierig zu heilen; am sichersten noch durch baldigste Entfernung des Giftes aus dem Magen, durch ein starkes Brechmittel von Brechweinstein, oder durch Abführmittel, wie große Gaben von Bittersalz oder Calomel; dann sind aromatische und flüchtige Reizmittel, wie Kampher, Kaffee, Wein und Thee zu geben. Auch sind noch zu empfehlen: Gerbsäure, Chlornasser und Aqua jodata.

Behandlung.

Bei einer chronischen Vergiftung ist die erste Bedingung für die Behandlung Entfernung der schädlichen Nahrung und Darreichung einer guten kräftigen Kost. Gegen die Krämpfe und Schmerzen gebe man Opium-Präparate. Das Zucken der Haut wird bekämpft durch laue Bäder und die peinigen Krämpfe in den Extremitäten durch feste Bandagen. Ebenso wende man gegen den Brand in den Füßen und Fingern aromatische Umschläge an.

Es kommen sowohl absichtliche, wie zufällige Vergiftungen durch Mutterkorn vor; erstere nur in verbrecherischer Absicht zur Einleitung des Abortus, letztere durch Beimischung von Mutterkorn zu dem Mehle.

Die ersten Angaben derartiger Vergiftungen datieren vom Jahre 1588, wo sie Caspar Schwenkfeld im schlesischen Gebirge beobachtete. Nachdem wurde von derartigen Epidemien besonders Frankreich heimgesucht, aber auch einige Gegenden Deutschlands, Sachsen, Böhmen, Posen, Brandenburg, Pommern &c. &c. blieben nicht davon verschont.

Ganz besonders zeigen sich solche Epidemien in nassen Jahren und feuchten Gegenden und zwar meist gleich nach der Ernte zu Zeiten einer Teuerung der Lebensmittel. Bei der von Laube im Jahre 1770 beobachteten und beschriebenen Epidemie soll das Mehl, welches zum Backen des Brotes benutzt wurde, 6 Prozent Mutterkorn enthalten haben.

Waldrebe

(Clematis).

Beschreibung. Alle die zahlreichen, meist schön blühenden Arten dieser zu den Ranunculaceen, 13. Linné'sche Klasse, gehörenden Pflanze werden in Gärten als Zierpflanzen gezogen, um ganze Wände damit zu bedecken. Die besonders gefährlichen Arten, wie *Clematis erecta*, *viticella*, *flammula* zu Lauben zu verwenden, ist nicht ratsam, da sie durch ihr dichtes Decken die Luft abhalten und durch ihre Ausdünstung Kopfschmerz verursachen können; alle drei sind mehr oder weniger kletternd.

Die erstgenannte Waldrebe mit ihren zahlreichen, weißen, filzigen Blüten ist die giftigste; sie hat gefiederte Blätter und rankt weit umher, kommt auch viel im Freien vor. Die zweite Art hat glockenförmige, dann sich flach ausbreitende Blüten (chokoladenbraun mit bläulichem Schimmer).

Wirkung. Diese drei Arten sind äußerst giftig, besonders dann, wenn man einen Blumenzweig in den Mund nimmt und daran kaut.

Behandlung. Bei einer Vergiftung durch diese Pflanze giebt man die bereits früher erwähnten schleimigen Mittel.

Goldregen

Bohnenstrauch, Kleebaum.

(Cytisus laburnum.)

Beschreibung. Er ist ein prachtvoller, allgemein bekannter Baum und auch Zierstrauch der Gärten aus der Familie der Leguminosen, 17. Linné'sche Klasse. Seine goldgelben Blüten erscheinen im Mai und Juni in zahlreichen, lang herabhängenden Trauben.

Die Blätter sind den Kleeblättern ähnlich. Die Blüten (Schmetterlingsblüten) bestehen aus 4 ungleich großen Blättern. Der besonders giftige dunkle Samen liegt in einer Schote.

Wirkung. Kinder geben dem gern zu großen Bouquets und Guirlanden verwendeten Goldregen einen besonderen Vorzug und selbst Erwachsene haben wohl meist keine Ahnung davon, daß dieser, zu ihren Lieblingen gehörige Strauch in allen seinen Theilen arg giftig ist und zwar so sehr, daß der unter

der Rinde und der auf der Rückseite derselben befindliche Saft sogar Hautentzündungen, Jucken der Haut und starke Schwellungen hervorbringt, wenn er längere Zeit mit ihr in Berührung bleibt. Auch der vom Winde fortgetragene Blütenstaub veranlaßt auf der Haut ein Rotwerden und Jucken derselben. Solche Fälle kommen in der Blütezeit sehr häufig vor.

Blätter, Blüten, Stiel und Samen schmecken unangenehm bitter und wirken, wie auch die jungen Schoten und die Rinde, brechenenerregend und abführend. Es stellen sich auch heftige Magen- und Brustschmerzen, Zittern, Ohnmachten und Schlassucht ein. Der Puls wird klein, die Haut bedeckt sich mit kaltem Schweiß, die Pupille erweitert sich; es tritt Betäubung und der Tod ein.

Die Behandlung ist wie früher schon bei der Wolfs-
milch angegeben. Behand-
lung.

Eine andere Spezies, der

Gaisklee

(*Cytisus nigricans*),

der seinen Namen daher hat, daß die Blätter beim Trocknen schwarz werden, wird von den Schafen und Ziegen ohne Schaden gefressen, doch verursacht deren Milch Kopfschmerz. Die Samen sind ebenfalls giftig.

Zaurrübe

Tollrübe, Teufelkirsche, Gichtrübe.

(*Bryonia alba*.)

Sie gehört zu den Cucurbitaceen, in die 21. Linne'sche Beschreibung. Klasse und hat eine sehr große, knollige, fleischige, außen geringelte, gelblich graue, innen weiß und milchend sich zeigende Wurzel mit einem 2—4 m hoch kletternden Stengel, der gern in den Hecken rankt, daher der Name Zaurrübe.

Die Blütezeit fällt in den Juni bis September; sie bringt erbsengroße, erst grüne, dann schwarze Beeren hervor.

Wirkung. Die Wurzelknolle wirkt abführend und harntreibend, kann auch Brechen erregen und wird mißbräuchlicher Weise zum Vertreiben der Milch benutzt. In großen Gaben genommen, entsteht sogar eine Entzündung des Unterleibes, des Dickdarms und der Nieren, blutige Stühle wie blutiger Harn. Krämpfe, Ohnmacht und andere Nervenerscheinungen, ja selbst der Tod können eintreten. Demnach gehört die Zaunrübe zu den scharfen Giften; doch können auch die Beeren unangenehme Empfindungen hervorrufen.

Behandlung. Die Behandlung richtet sich nach den allgemeinen Regeln, wie sie in den einleitenden Worten zu den scharf-narkotischen Giftpflanzen angegeben sind.

Hundspetersilie

Tollpetersilie, Glanzpetersilie, Petersilienschierling, Tobkraut, Gartengleiß, Hundsdill, kleiner Schierling.

(*Aethusa cynapium*.)

Beschreibung. Diese zu den Umbelliferen, in die 5. Linné'sche Klasse gehörende Pflanze hat auf den ersten Blick eine große Ähnlichkeit mit der gewöhnlichen Petersilie, so daß sie mit dieser leicht verwechselt werden kann. Es ist dies einer der Gründe mit, weshalb in den Gärten vielfach nicht mehr die einfache, gewöhnliche Petersilie angebaut wird, sondern die sogenannte gefüllte oder doppelte. Sehr häufig findet sich die Hundspetersilie in Gärten zwischen der eßbaren Petersilie, unterscheidet sich aber für den aufmerksamen Beobachter mit Sicherheit durch den widerlichen, knoblauchartigen Geruch der zwischen den Fingern zerriebenen Blätter, durch die dunkleren, glänzenden Blätter, durch die abwärts geneigten Hüllen, die dünneren, sich verästelnden Wurzeln und ihre ganz weißen Blüten. Sie ist nur einjährig, die Petersilie hingegen zweijährig, und unterscheidet sich von letzterer auch noch dadurch, daß sie nach der Aussaat gleich einen Stengel aus der Erde treibt, während die echte Petersilie im ersten Jahre nur Blätter und erst im zweiten Jahre einen Stengel und Blüten treibt, welche letzteren stets gelblich grün sind. Der Stengel

der giftigen Petersilie ist gestreift, wie mit Reif überzogen, nach unten rötlich; der der echten aber ist dreikantig. Die Wurzel der Hundspetersilie ist weißlich, ästig und mit Wurzelfasern besetzt. Der Stengel kann eine Höhe von 1 m und darüber erreichen. Die dunkelgrünen, unten glänzenden Blätter sind dreifach geteilt.

Die Blüten erscheinen vom Juli bis zum Herbst und enthalten 5 Staubgefäße. Sie bilden lang gestielte vielstrahlige Dolden und sitzen in Hülften, die aus drei langen, spitzen Blättern bestehen. Diese kleinen Dolden bilden ihrerseits wieder eine Dolde. Sie haben einen unangenehmen Geruch und Geschmack.

Der Genuß, der leider durch Verwechslung nicht selten vorkommt, verursacht Betäubung, Schlingbeschwerden, Steifheit der Zunge, brennende Schmerzen im Halse, Kälte der Haut, bleiche Gesicht- und Hautfarbe, Schüttelfrost, Schwindel, Kopfschmerzen, Wahnsinn, auch Schlagfluß und selbst den Tod. Es ist daher ratsam, Köchinnen genau auf die Unterschiede aufmerksam zu machen, oder nur die gefüllte, doppelte Petersilie anzubauen, damit ein oft die ganze Familie treffendes Unglück verhütet werde.

Die Behandlung besteht in Anwendung der Magenpumpe. Brechmittel, auch Abführungsmittel, wie Ricinusöl, Manna, können gereicht werden. Auch hat man gute Erfolge von der Anwendung der Gerbsäure, überhaupt der Pflanzensäuren gesehen. Später schleimige Mittel.

Das Alpenveilchen

(*Cyclamen europaeum*)

gehört in die 5. Linné'sche Klasse, zu den Primulaceen, und wird vielfach in Töpfen, aber auch im Freien gezogen.

Es ist eine stengellose Pflanze, mit knolligem Wurzelstock, aus welchem unmittelbar die Blätter und Blüten hervorkommen. Die an langen Stielen sitzenden Blätter sind fast herzförmig, am Rande gekerbt und auf der Oberseite schön weißlich gezeichnet.

Die bläulichroten, auch dunkelroten, rosa und weiß, sowie fast lila-rötlichen, bei mehreren Arten sehr wohlriechenden



Fig. 16. Das Alpenveilchen.

Blüten sitzen ebenfalls an langen Stielen und bestehen aus einer kurzen Röhre, deren 5 lange Zipfel zurückgeschlagen sind.

Wirkung. Der frisch genossene Wurzelkopf wirkt giftig, soll aber diese Eigenschaft beim Kochen, Rösten und Dörren verlieren. Diese Veilchenknollen erregen Erbrechen sowie Diarrhöe und schmecken brennend scharf. Das frischgeriebene Fleisch davon schäumt im Wasser wie Seife.

Behandlung. Gute Vindierungsmittel sind Essig, schwarzer Kaffee, Milch und was sonst in der Einleitung zu diesem Abschnitte empfohlen ist.

Oleander

Lorbeerrose.

(Nerium oleander.)

Dieser Strauch ist eins unsrer prachtvollsten und be-
liebtesten Topfgewächse. Er gehört zu der Familie der Apo-
cynen, in die 5. Linné'sche Klasse, zugleich aber auch zu jenen
tückischen Gleißnern, die man nur mit den Augen und aus
der Ferne betrachten sollte.

Beschrei-
bung.

Die langen, lederartigen, auf der Unterseite stark ge-
aderten Blätter stehen zu 2 oder 3 in gleicher Höhe zu-
sammen an den Zweigen hinauf, sind kurz gestielt, lanzett-
förmig, ganzrandig, schmal, fein punktiert, dunkelgrün, glatt.
Ihr Geschmack ist bitter, dabei scharf. Die schönen rosenroten,
in einer Abart auch weißen Blüten stehen doldenartig in den
Blattachseln und erscheinen vom Juli bis September. Die
ganze Pflanze wird oft über 5 m hoch. Die Samen be-
finden sich in einer Art Kapsel.

Alle Teile des Oleanders enthalten ein tödliches Gift,
verderblich für Menschen und Tiere. Selbst die längere oder
starke Berührung mit den Blättern erregt einen juckenden
Ausschlag und eine Geschwulst, die in der Regel ärztlich be-
handelt werden muß. Schon die Ausdünstung dieses Strauches
wirkt nachteilig, weshalb man dieselben, namentlich größere
Exemplare und in größerer Zahl, nie in Wohn- oder Schlaf-
zimmern dulden sollte.

Wirkung.

Sehr gefährliche Folgen kann die üble Gewohnheit haben,
Blütenzweige davon in den Mund zu nehmen. So pflegen
auch manche Conditoren zur Garnierung von Torten und
Eis Oleanderzweige zu benutzen; die davon Genießenden können
froh sein, wenn sie mit gelinden Magen- oder Leibscherzen
davonkommen, denn weit ernstere Folgen können eintreten,
wie: Entzündung der Lippen, der Zunge, des Gaumens und
Magens, heftiges Erbrechen, Herzklopfen, Ohnmacht, Krämpfe,
Lähmungserscheinungen und selbst der Tod.

Anwendung der in der Einleitung aufgeführten Vor-
beugungs- und Linderungsmittel ist in solchen Fällen dringend

Behand-
lung.

geboten, da die Wirkung dieses Giftes ziemlich rasch an Stärke zunimmt.

In Gärten und besonders Zimmern, wo Kinder sich aufhalten, stelle man diese heimtückische, schöne Pflanze so, daß Kinder sie nicht erreichen können.

Seitdem von Christison 1843 der erste Fall einer Vergiftung durch Oleander bekannt gemacht worden ist, sind noch viele Fälle mitgeteilt, so daß Falck im Ganzen 155 Vergiftungen durch Teile von Oleander zusammenstellen konnte. Von Hasselt führt einen Selbstmord von einer Frau in Rom, einen anderen in Metz von einem französischen Notar an. Ferner beobachtete er eine Vergiftung durch den Genuß von Geflügel, welches mit Oleanderblättern gebraten war. Balfour und MacLagan berichten: Zwei Knaben wurden durch den Genuß der bitteren Kerne von häufigem Erbrechen befallen, worauf ein schlaftrunkener Zustand, Reizung des Schlundes, Ausstoßen blutigen Schaumes aus dem Munde eintrat. Die Haut war kühl und feucht, die Zunge rein, Pupille unverändert, Puls bei dem einen Knaben 60, bei dem andern 70; zwei bis drei Stuhlgänge, fortgesetztes Erbrechen. Die Heilung erfolgte erst nach Darreichung von Branntwein mit Wasser und Bekämpfung der zurückgebliebenen Reizung mittelst Morphinum und Senfteig.

Seidelbast

Kellerhals, Süßbast, Wolfsbast, Baldlorbeerkraut, Kellerkraut.
(*Daphne mezereum*.)

Beschreibung. Er gehört zu den Thymolaceen, der 8. Linné'schen Klasse, blüht sehr zeitig, vom Februar bis April, so daß oft in Schluchten und Wäldern während seiner Blütezeit noch Schnee liegt.

Das Stämmchen wird etwa 1 m hoch. Die lange Wurzel ist weiß, die graue Rinde sehr glatt. Die Blätter erscheinen erst nach der Blütezeit. Die schönen kelchlosen Blüten sitzen gewöhnlich zu 3 beisammen. Sie verbreiten

einen angenehmen Geruch und fallen ab, noch ehe die Blätter kommen. Die Früchte sind runde, fleischige, erbsengroße,



Fig. 17. Seidelbast.

erst grüne, im Juli und August scharlachrote Beeren.

Die Rinde wie die ganze Pflanze enthält einen scharfen, blasenziehenden Saft. Alle Teile verbreiten, wenn gerieben, einen starken, widrigen Geruch und haben einen brennenden Geschmack, verursachen in Hals und Magen starkes Brennen, sodann heftige Leibscherzen, Erbrechen, Durchfall, Entzündung der Gedärme und selbst den Tod. Besonders gefährlich sind die den Krons- oder Preiselbeeren ähnlichen Früchte. Linné berichtet einen Fall, in welchem eine Mutter ihrer Tochter 12 gr als Abführmittel gegeben hatte, wonach sich Blutspeien einstellte und später der Tod erfolgte.

Bei Vergiftungen durch diese Pflanze müssen sobald als möglich Erbrechen veranlaßt und außerdem Essig, Milch, Öl gegeben werden, da kein bestimmtes Gegenmittel bekannt ist.

Wirkung.

Behandlung.

Häufig werden Zweige mit den schönen duftenden Blüten in Bouquets gebunden, was niemals geschehen sollte, da der Geruch derselben Kopfsweh verursacht, ja, sogar Geschwüre an der mit den Blumen in Berührung gekommenen Nase hervorbringt.

Es mögen hier noch einige Pflanzen erwähnt werden, die zwar nicht gerade zu den eigentlichen Giftpflanzen gehören, deren Genuß und Berührung aber doch unangenehme Folgen haben kann.

Das Buschwindröschen

(*Anemone nemorosa*),

Beschreibung. zählt zu den Ranunculaceen, 13. Linné'sche Klasse, und blüht im April und Mai.

Die Blumen sind weiß, außen rötlich, aus 6 aufgerichteten Kelchblättern bestehend.

Wirkung. Der Saft enthält eine ätzende Schärfe und bringt, auf die Haut gerieben, Röte, Entzündung und Blasen hervor, wird auch zum Wegätzen der Warzen gebraucht. Der Geschmack bei dem Kauen, namentlich der Wurzel, ist brennend, und bei größerem Genuße kann selbst ein tödlicher Ausgang entstehen.

Ganz ähnlich dem weißen Buschwindröschen ist in seiner Wirkung

Das gelbe Windröschen

(*Anemone ranunculoides*),

welches viele Eigenschaften der Ranunkel-Arten besitzt und mit dessen Saft die Kamtschadalen zum Robbenfange ihre Pfeile vergiften sollen.

Der Mauerpfeffer

(*Sedum acre*),

Beschreibung. zu den Sedgeen, in die 10. Linné'sche Klasse gehörend, wächst auf sandigen, trocknen Stellen, an Lehmmauern, auch zwischen kurzem Graße auf Heiden, ist ausdauernd, hat kriechende, sich

überall festwurzelnde, blattlose Stengel, von denen sich die beblätterten Äste erheben, die im Juni und Juli ihre Blätter verlieren, während die Pflanze blüht. Die kleinen, sternförmigen Blümchen sind gelb; in manchen Gegenden sind die Ränder trockener Gräben auf weite Strecken mit denselben bedeckt.

Für Kinder ist, seines zierlichen Aussehens wegen, das Kraut ganz besonders anziehend. Sie nehmen oft große zusammenhängende Streifen davon auf, um sich damit zu schmücken und tragen mitunter entzündete Lippen und Augen davon.

Die ganze Pflanze erregt heftiges Erbrechen und Abführen. Das zerquetschte Kraut rötet und entzündet die Haut.

Als Gegenmittel eignen sich am besten Milch und schwarzer Kaffee.

Wirkung.

Behandlung.

Gemeiner Hollunder

Attich, Wasserkeilken.

(Sambucus Ebulus.)

Zu den Caprifoliaceen, in die 5. Linné'sche Klasse gehörend. Man findet ihn an Waldrändern und auf feuchten Feldern, wo er wegen seiner dicken, vielästigen Wurzel leicht zum Unkraute wird.

Beschreibung.

Die krautartigen Stengel werden bis 2 m hoch, haben längliche Blätter, weiße, unterhalb rötliche Blüten. Die Beeren, welche an erst weißen, dann purpurroten Stielen hängen, sind glänzend schwarz, haben einen violetten Saft und kleinen harten Samen. Sie ähneln den Früchten der echten Flieder, wodurch sich die Kinder leicht zum Pflücken und Rauen derselben verleiten lassen, aber sie glücklicher Weise wegen des unangenehmen Geschmacks bald wieder ausspeien.

Die ganze Pflanze ist als giftig verdächtig und hat einen widrigen Geruch, ähnlich den Blättern der schwarzen Johannisbeeren. Die Wurzel hat einen ekelhaften scharfen Geschmack und die innere Rinde der Zweige wirkt heftig abführend und brechenenerregend, ja, es sind sogar Fälle mit tödlichem Ausgange bekannt.

Wirkung.

Die Behandlung ist wie bei der vorigen Pflanze.

Behandlung.

Wilder Rosmarin

Porst, Mottenkraut, Sumpfgros, Sichttanne,
Pestkraut, Saukraut.

(*Ledum palustre*.)

Beschreibung. Dieser, $\frac{2}{3}$ — $1\frac{1}{3}$ m hohe, zu den Ericaceen, 10. Linné'sche Klasse, gehörende Strauch, wächst in Sümpfen und Kieferwäldern auf dumpfem Moorboden im ganzen südlichen Europa und wird bei uns in Gärten gezogen.

Der Stengel ist holzartig ästig, mit länglichen, immergrünen, ungestielten dicken, schmal lanzettförmigen, am Rande umgeschlagenen, unten weißlich filzigen Blättern. Der Blütenstiel ist $3\frac{1}{2}$ cm lang, die Blüten sind weiß bis blaßviolett.

Wirkung. Der Geruch der Blüte ist balsamisch, der der Blätter terpentinartig, der Geschmack kampferartig brennend und bitterlich; sie wirken scharf-narkotisch. Betrügerische Bierbrauer und Branntweinbrenner benutzen sie, um die Getränke berauscher zu machen. Kopfschmerz, Schwindel und Harnverhaltung entstehen danach.

Behandlung. Der Rosmarin gehört zu den scharf-narkotischen Giften. Es sind gegen die üblen Folgen die für eine derartige Vergiftung anempfohlenen Mittel anzuwenden.

Gottesgnadenkraut

(*Gratiola officinalis*).

Beschreibung. In die natürliche Ordnung der Scrophulariaceen gehörig, der 2. Linné'schen Klasse. Diese ausdauernde Pflanze blüht im Juni und Juli; sie wächst in ganz Europa auf feuchten Wiesen, an Flüssen und Teichen. Die Wurzel ist kriechend, vielfaserig, weiß. Der Stengel ist 15—45 cm hoch, nach oben viereckig und gegliedert. Die Blätter haben eine grüne Farbe, sind lanzettförmig, fein gesägt, stiellos und kahl, umfassen den Stengel nur halb und stehen sich kreuzförmig gegenüber, die unteren sind fünf-, die oberen dreinervig. Die Blüten sind weiß-gelb, haben am Rande aber eine rötliche Farbe; sie sind einzeln, lang gestielt und achselständig. Der Kelch ist bleibend, einblättrig, tief und fünfteilig. Die Krone

ist einblättrig und besitzt eine eckige Röhre, die den Kelch an Länge übertrifft. Der Staubgefäße giebt es 4, von denen jedoch nur 2 fruchtbar sind. Die Frucht ist eine eiförmige, zweifächerige, zweiklappige, vierfamige Kapsel. Der Samen ist auf dem Mutterkuchen befestigt. Der Geschmack des frischen, geruchlosen Krautes ist ekelhaft widrig, sehr bitter, scharf und anhaltend.

Sowohl das Kraut als die Wurzel können, in großer Menge genossen, zu Vergiftungs-Erscheinungen Veranlassung geben. Wirkung.

Es stellen sich sehr bald nach dem Genuß heftige Leibschmerzen, Würgen und Erbrechen ein, verbunden mit starker Diarrhöe. Hierzu gesellen sich Zusammenziehen des Schlundes, Zuckungen, Betäubungen, Ohrensausen und Ohnmachten, — ja selbst der Tod kann eintreten.

Die Behandlung weicht im Allgemeinen von der gegen scharf-narkotische Gifte angegebenen nur sehr wenig ab. Entleerung des Magens durch die Magenpumpe; wo selbige nicht gleich zur Hand ist, reiche man Brechmittel, sodann Pflanzensäuren, wie Tannin und dergl., später Thee, starken Kaffee und Wein. Behandlung.

Einbeere

(Paris quadrifolia).

Zu der Familie der Smilaceen, in die 8. Linné'sche Klasse gehörig, kommt in ganz Europa vor und wächst in schattigen Wäldern, sowie feuchten Gebüschen. Die Blütezeit ist im Mai. Ihre Beeren reifen im Juni. Die Wurzel ist kriechend und der Stengel aufrecht. An der Spitze befinden sich 4 quirlförmige Blätter. Die Blüten sind einzeln, gestielt, gipfelständig. Die Frucht ist dunkelblau, dreieckig und von der Größe einer Erbse, welche 8 weiße Samen enthält. Besonders die Früchte und die Wurzel dieser Pflanze besitzen giftige Eigenschaften. Beschreibung.

Die wunderschönen verlockenden Beeren werden häufig von Kindern, aber auch von Erwachsenen aus Unkenntnis Wirkung.

gegessen, bei denen sie dann Brennen im Halse, Kopfschmerzen, Schwindel, Übelkeit, Erbrechen und heftige Leibschmerzen mit



Fig. 18. Einbeere.

Durchfall hervorrufen. Hühner sollen sogar nach dem Genuße sterben.

Behandlung.

Die Behandlung besteht, wenn noch kein Erbrechen erfolgt ist, in Darreichung von Brechmitteln, schleimigen Getränken, sowie von Hafer-, Gersten- und Graupenschleim, darauf Thee, Kaffee und Wein.

Christophs-Kraut

(Actaea spicata).

Dieses, zu den Ranunculaceen, in die 13. Linné'sche Beschreibung.
Klasse gehörende Kraut wächst in schattigen Bergwäldern
und blüht im Mai und Juni.

Die Wurzel, welche oft mit der schwarzen Nießwurz
verwechselt wird, ist von braunschwarzer, innen schmutzig
weißer Farbe; sie ist 5—8 cm lang und $2\frac{1}{2}$ cm dick,
höckerig und mit zahlreichen Fasern versehen. Der dünne
Stengel dieser Pflanze ist wenig ästig und erreicht eine
Höhe von $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ m.

Die Blätter sind doppelt, dreizählig; die Blüten haben
eine gelblich weiße Farbe. Die Beeren sind glänzend schwarz,
eiförmig und kaum wie eine Erbse groß.

Wurzel und Samen haben scharfgiftige Eigenschaften;
sie erregen in großer Menge genossen, Krachen und Schritten
im Schlunde, Übelkeit und Erbrechen. Später stellen sich
heftige Leibkrämpfe, verbunden mit starkem Durchfall, ein. Wirkung.

Die Behandlung besteht hauptsächlich in Darreichung Behandlung.
von schleimigen Mitteln, wie Hafer- und Graupenschleim.
Bei heftigen Kolikschmerzen, wenn das Gift schon aus dem
Körper entfernt ist, gebe man Opiate.



Es erschien aus allgemein praktischen Gründen zweck-
mäßig, die jetzt folgende Abteilung der Pilze als ein Ganzes
abzuhandeln, obwohl ein Teil derselben der Wirkung nach
zu den narkotischen, ein anderer zu den scharfen Giftpflanzen
zu stellen gewesen wäre.

Die giftigen Pilze.

Allgemeines.

Die sämtlichen Klassen der Pilze sind voll von giftigen Arten, ja, man kann annehmen, daß es überhaupt keinen Pilz giebt, der unter Umständen nicht giftig sein könnte, denn wir haben weder ein untrügliches äußeres Anzeichen, noch ist die Chemie imstande zu ermitteln, ob ein sonst als unschädlich geltender Pilz, z. B. ein echter Champignon, giftig sei oder nicht; und das Verlassen auf die gebräuchlichen Küchenmittel mit Zwiebeln, mit einem Silberlöffel oder dergl. hat schon manches Unglück herbeigeführt. Ebenso wenig ist die Ansicht richtig, daß ein Messer, mit welchem man giftige Schwämme durchschneidet, schwarz wird; auch bietet die Salzprobe, von Duflos und Hirsch, wonach Kochsalz auf durchgeschnittene Giftpilze gestreut, diese gelb, eßbare dagegen schwarz färben soll, keine Sicherheit.

Jeder, auch der sonst beste und unschädlichste Pilz kann, ist er auf einer ihm Giftstoff zuführenden Stelle gewachsen, giftig sein. Genießt man also Champignons, so thut man das auf eigene Gefahr hin; denn giftig gewordene Champignons sind dann ebenso giftig, wie die von Natur immer giftigen Pilze.

Viele dieser letzteren verraten sich allerdings durch ihr Äußeres, durch ihr auffallendes oder abschreckendes Aussehen, oder durch andere, in die Augen fallende Eigenschaften. Einige wiederum ähneln den eßbaren Pilzen so sehr, daß sie leicht damit verwechselt werden können.

Besonders verdächtig sind alle diejenigen Pilze, deren Farbe sehr bunt ist und die ein unheimliches Aussehen haben; ferner diejenigen, welche faulig riechen oder schnell in eine schleimige, stinkende Sauche zerfließen. Sodann alle Arten, die einen scharfen oder brennenden Geschmack haben; auch solche, die in sehr feuchten, tiefen, der Luft und dem Lichte unzugänglichen Wäldern wachsen und dabei auffallend schnell emporkommen. Ferner alle madigen, wurmförmigen und hochstieligen, auch die klebrigen, zähen und die beim Anschneiden blau, rot oder schwarz werdenden.

Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß der Standort, oder andere Außerlichkeiten auf den emporkeimenden

Pilz großen Einfluß haben und daß ein vielleicht unschädlicher Pilz somit giftige Eigenschaften annehmen kann.

Wenn Pilzkenner, die mit aller Vorsicht zu Werke gehen, erklären, den echten Champignon mit seinen rosa Blättern und seinem aromatischen Geruche, sowie den bekannten Steinpilz und andere könne ein Jeder dreist essen, so ist das doch nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Es kann ein echter Champignon trotz seiner zarten rosa Lamellen und trotz seines aromatischen Geruches total giftig sein, wenn er an einem schlechten Platze gewachsen ist, den man nicht als schlecht erkennt, und gerade für solchen Fall läßt sich nur die einzige feste Regel aufstellen: Man speise den echten Champignon nur, wenn er in offener Luft und hellem Lichte auf einem trocknen Ager gewachsen, oder wenn er künstlich gezogen ist, niemals aber, und sähe er noch so echt aus, wenn er in einem Walde gefunden ist. Am sichersten aber, ja, einzig und allein sicher ist, keinen Pilz, wes Namens er auch sei, zu essen. An Speisematerial wird dadurch wenig verloren, denn alle Pilze sind schwer verdaulich und enthalten so wenig Nahrungstoff, daß die Enthaltung von denselben nicht in Betracht kommen kann, und der Verlust an Nahrungstoffen wird reichlich dadurch aufgewogen, daß man eine Vergiftung durch Pilze verhütet.

Auch von den Pilzen wirken einige narkotisch, andere Wirkung scharfgiftig.

Die narkotisch wirkenden Giftpilze erzeugen sämtlich: Mattigkeit, Betäubung, Schlassucht, Schwäche, Zittern, Wahnsinn und Krämpfe, was als charakteristisch gelten kann.

Die scharfgiftigen Pilze verursachen: heftige Schmerzen im Magen und Leibe, großen Durst, Erbrechen, steten Reiz zum Stuhlgange, Schluchzen, blutigen Harn und Stuhlabgang, Geschwulst des Unterleibes, Entzündung und Brand.

Die Wirkungen der Pilze zeigen sich in der Regel nicht sogleich, oft erst nach 10—12 Stunden. Man hat daher allen Grund, mit der Anwendung von Gegenmitteln nicht zu säumen, sobald sich auch nur das geringste Anzeichen von Uebelkeit oder Unbehagen nach dem Genusse der selbst scheinbar unschädlichsten Pilze wahrnehmen läßt.

Behandlung. Die Behandlung besteht im allgemeinen in Darreichung von Brechmitteln, auch wohl in Anwendung der Magenpumpe, von Abführungsmitteln, wie Ricinusöl und Alysstieren. Von den vorhin empfohlenen Gegenmitteln ist hauptsächlich die Gerbsäure zu nennen, auch Wein, Kaffee, warme Bäder u. s. w. In der letzten Zeit hat man auch noch Einspritzungen von Strychnin empfohlen.

Manche Pilze haben in neuerer Zeit andere botanische Namen bekommen. Uns kümmern hier aber weniger die botanischen Namen, als die Wirkungen, so daß wir, schon um Verwirrung zu verhüten, von diesen Neuerungen absehen und vorziehen, die alten bekannten botanischen Namen beizubehalten.

Der Fliegenpilz

(*Agaricus muscarius*).

Beschreibung. Dieser allgemein bekannte, schöne, aber sehr giftige Pilz wächst im Spätsommer in Fichten- und Tannenwäldern, besonders in Gebirgsgegenden und zeichnet sich durch die Lebendigkeit seiner Farbe und die vielen weißen Punkte aus, mit welchen der Hut übersät ist. Die Farbe des letzteren ist gewöhnlich glänzend dunkelgelb, rot, nur selten blaßbraun. Die Breite des Hutes beträgt zuweilen bis zu 32 cm.

Der Stiel hat eine Höhe von etwa 8—15 cm und ist anfänglich voll, später hohl, von rötlicher Färbung. Die untere Seite des Hutes ist am Rande gefurcht und besteht aus feinen, regelmäßigen Lamellen. Der Geruch ist widerlich und der Geschmack auffallend stark.

Eine Verwechslung kann nur mit dem in Süddeutschland wachsenden Kaiserpilze vorkommen, bei dem aber Stiel, Rinde und Lamellen gelblich sind. Häufig wird er zur Tötung der Fliegen gebraucht, daher sein Name.

Wirkung. Die Erscheinungen, welche sich nach dem Genuße dieses Pilzes zeigen, sind: Übelkeit, Erbrechen, Diarrhöe, verbunden mit heftigen Leibschmerzen, Schlassucht, Schwindel, Schwere des Kopfes, Ohnmacht, Atemnot, Beängstigung, Magenschmerzen, arger Durst. Der Puls ist schwach, die Haut kühl. Es folgen Delirien, Zuckungen und der Tod. Doch nehmen meistens diese Vergiftungen einen glücklichen Ausgang.

Sind die genossenen Pilze noch im Magen, so wende man die Magenpumpe an, oder gebe ein Brechmittel, z. B. Brechweinstein; auch eine Eisblase auf den Kopf gelegt, Abführmittel, wie Bittersalz, Ricinus oder dergl. und Alystiere zeigen sich nützlich. In der letzten Zeit hat man auch Einspritzungen von Strychnin versucht, sowie große Gaben von Gerbsäure. Später reiche man Wein, Kaffee, warme Bäder.

Behandlung.

Speiteufel

(Agaricus emeticus).

Er wächst im Sommer und Herbst auf Heiden, aber auch in Buchen- und Eichenwäldern.

Beschreibung.

Der in der Mitte vertiefte, am Rande gestreifte, zerbrechliche, an einigen Stellen aufgeschlagene, 3—13 cm breite Hut kommt in verschiedenen Farben vor, dem Fliegenpilz ähnlich, aber ohne die weißen Flecke, grün, rot, gelblich, blau und sogar weiß gefärbt; er sitzt auf einem vollen, glatten, weißen oder rötlichen, 3—5 cm hohen Stiele, der weder Ring noch Hülle hat, weiße, entfernt stehende breite Lamellen trägt und ohne Milchsaft ist. Der Geruch ist nicht gerade unangenehm, aber der Geschmack scharf und brennend. Eine Verwechslung kann leicht mit dem eßbaren Honigtäubling vorkommen.

Die Erscheinungen, welche sich nach dem Genuße dieses Pilzes zeigen, sind: Magenschmerzen, Beängstigung, ein Gefühl von Schwäche im ganzen Körper, Schwindel, Ohnmacht, heftiger Durst, Erbrechen, welches auch dann noch fort dauert, wenn das Genossene schon wieder aus dem Körper entfernt ist; wird nicht bald Hülfe geschafft, so kann selbst der Tod eintreten.

Wirkung

Am besten haben sich bewährt: Eisstückchen in den Mund genommen, Opium, alle Pflanzensäuren, namentlich auch Weinessig und starker, schwarzer Kaffee. Wendt empfiehlt gegen das Erbrechen eine Kali-Saturation mit Citronen und etwas Opium.

Behandlung.

Krapf führt ein an sich selbst erlebtes Beispiel an: „Eines Tages brachte die Köchin rote Täublinge nach Hause, welche ein Marktaufseher als gut, schmackhaft und unschädlich gerühmt hatte. Sie wurden nun mit Öl, Salz, Petersilie, ge-

stoßenem Pfeffer und wie üblich mit Zwiebeln für die Familie zubereitet. Krapf selbst aß am meisten davon. Plötzlich danach überfielen ihn große Schwäche, Beängstigung des Magens, später Schwindel und Ohnmacht-Anfälle, so daß er schließlich zu Bett getragen werden mußte. Sogleich unter heftigen, reißenden Schmerzen trat starkes Erbrechen ein. Eiskalter Schweiß stand auf der Stirn, Ohnmachten wiederholten sich, verbunden mit schnellem, aber äußerst schwachem Pulse und aufgetriebenem Bauche. In der schlimmsten Periode fand sich große Neigung, eiskaltes Wasser zu trinken, wonach sich, je mehr davon getrunken wurde, eine merkliche Abnahme der Zufälle erkennen ließ. Das Brechen hörte bald, der Durchfall nach einigen Stunden auf. Ein Schlaf, in den der Patient verfiel, gab die verlorenen Kräfte zum Teil wieder, doch behielt er noch 8 Tage lang einen heftigen Schmerz im Unterleibe, der beim Berühren desselben oder beim Husten sehr heftig wurde. Gleichzeitig blieb ein widriger Schwammgeschmack viele Tage lang zurück und mit ihm Ekel vor Wein und Fleisch. Krapf setzte das Trinken des Eiswassers fort und machte auf den Unterleib oft warme Umschläge von mit Wermut gefüllten, in Wein gesottenen Säckchen“.

Giftmilchling

(*Agaricus terminosus*).

Beschreibung.

Er findet sich im Sommer und Herbst auf Grasplätzen, in Kiefern- und Birkenwäldern, hat einen trichterförmigen braunen, 3—8 cm breiten, blaß-ockergelben oder rötlich-braunen, mit etwas dunklen Zonen versehenen, am Rande weißfleischigen Hut mit dunklen Ringen und hellen Lamellen. Sein 6 cm hoher Stiel ist zuerst voll, dann aber hohl, glatt, blasser als der Hut und hat einen weißen Milchsaft. Das Fleisch besitzt einen beißenden Geschmack.

Er kann mit dem sehr viel gegessenen echten Reizker, *Lactarius deliciosus*, verwechselt werden. Bei diesem ist aber der Hut am Rande glatt, der Stiel mit einigen Furchen versehen und die Milch orangefarben.

Die Wirkung ist ganz ähnlich wie bei dem Speiteufel, nur etwas weniger heftig, und die anzuwendenden Mittel sind dieselben wie bei dem vorigen.

Wirkung
und
Behand-
lung.

Täubling

(*Agaricus integer*).

Es giebt von ihm mehrere Arten, von denen einige genossen werden können.

Beschrei-
bung.

Der anfangs kugelige Hut wölbt sich bald, wird nach und nach flacher und zeigt sich endlich am Rande wie gespalten, während die Mitte sich vertieft hat. Die bisweilen geritzte Oberfläche fühlt sich feucht an; er ist nach der Art verschiedenfarbig, weiß, rot, blau, grün oder gelb. Die Lamellen stehen unter dem Kopfe weit auseinander, die Furchen sind tief und reichen bis an den Strunk, welcher sich unten krümmt oder verdickt. Seine Oberfläche ist glatt und glänzend, das Fleisch gewöhnlich weißgrau. Der Geschmack ist sehr scharf und die Schärfe geht auch durch das Trocknen nicht ganz verloren.

Da einige Arten für essbar gelten, so ist durch Verwechslung schon manches Unglück herbeigeführt.

Die Erscheinungen und die Behandlung sind wie bei den vorigen Pilzen.

Wirkung
und
Behand-
lung.

Bitterling oder Pfefferschwamm

(*Agaricus piperatus*).

Im September und Oktober auf Weiden und in Buchenwäldern, wo oft eine einzige Wurzel ihrer mehrere treibt.

Jung ist er ganz weiß, wird nachher gelb und später feuerrot bis kastanienbraun. Der zuerst flache, nur wenig vertiefte Hut bildet sich zuletzt zu einem Trichter aus; die ganze Oberfläche fühlt sich dann klebrig an. Die Blätter unter dem Hute sind durch Zweigblätter mit einander verbunden, anfangs weiß, später von der Farbe des Hutes. Der Strunk ist wollig.

Der Geruch ist nicht gerade auffallend, aber der Geschmack brennend scharf, pfefferartig. Obgleich er trotz des letzteren in manchen Gegenden nicht für giftig gehalten und vielfach

gegessen wird, ist er doch immer verdächtig, um so mehr, da bis jetzt noch nicht erwiesen ist, daß er an jedem Standorte ohne giftige und unheilbringende Eigenschaften bleibt.

Schwefelkopf

(*Agaricus fascicularis*).

Dieser Pilz wächst vom Mai bis November, büschelweise an alten, faulenden Baumstämmen und Pfählen, hat einen 3—12 cm langen, etwas bräunlichen gelben, dünnen, hohlen, gebogenen Strunk, auf dem ein $1\frac{1}{2}$ —5 cm breiter, unbehaarter, gewölbter, schwefelgelber, in der Mitte gelbbrauner Hut sitzt, welcher am Rande sehr dünn, etwas fleischig, mit einer Hülle und sehr feinen grünlichen Lamellen versehen ist. Die Blätter sind grünlich und tragen bräunliche Sporen. Er ähnelt dem Stockschwamm, mit welchem er sehr oft an faulen Baumstämmen vorkommt und daher leicht verwechselt werden kann.

Sein Geschmack ist sehr bitter und kann in großen Massen genossen, nicht allein schädlich, sondern sogar tödlich wirken.

Erscheinungen und Behandlung sind ähnlich, wie bei den Fliegenpilzen angegeben.

Pantherpilz

(*Agaricus pantherinus*).

Man findet diesen Pilz im Frühjahr und im Herbst, an feuchten Stellen, in Gebirgsgegenden und Laubwäldern.

Sein Strunk erreicht eine Höhe von 10—12 cm, hat eine weißliche Farbe, ist anfänglich voll, später aber hohl und mit einem abstehenden, vergänglichen weißen Ringe versehen. Der Hut ist 10—32 cm breit, hat eine bräunliche, ins Grünliche schimmernde Farbe und ist mit weißen Warzen besetzt; seine Lamellen sind weiß, der Hut ist am Rande gestreift, meistens trocken, nur bei feuchtem Wetter etwas klebrig. Er kann mit dem Blätterpilz verwechselt werden und hat sehr giftige Eigenschaften. Erscheinungen und Behandlung sind aus dem über die Pilze allgemein Gesagten zu ersehen.

Knollenblätterschwamm

(*Agaricus phalloides*).

Dieser, bei nassem Wetter klebrig anzufühlende Pilz kommt im Sommer und Herbst sehr häufig in feuchten Wäldern vor und ist geruchlos, aber sehr giftig. Sein Strunk erreicht eine Höhe von 10 cm, ist oben hohl, unten knollig und hat eine weißgelblichgrüne Farbe. Der Hut ist 3—10 cm breit, meist weiß oder grünlich weiß, innen schuppig, abgerundet, am Rande glatt. Der Ring am Stiele, sowie die Lamellen und Sporen sind weiß.

Eine Verwechslung kann leicht mit Champignon eintreten, welcher aber schmutzig-rötliche oder bräunliche Blätter hat, während der Knollenblätterschwamm weiße Lamellen besitzt.

Bergiftungen durch diesen Pilz sind nicht selten; so zählt Falk 53 Fälle auf, von denen 40 tödlich endeten.

Satansröhrenpilz

(*Boletus satanas*).

Der polsterförmige, 15—25 cm breite, etwas klebrige Hut ist dick, glatt, kahl, weißlich, auch lederfarben und in das Bräunliche und Grünliche schimmernd. Der kaum halb so hohe Stiel ist 8—12 cm dick, bauchig aufgetrieben, blutrot und nach oben hin fein rot und weiß gegittert. Unterhalb des kleinen Hutes befinden sich (wie bei den *Boletus*-Arten überhaupt) statt der Blättchen von oben nach unten gerichtete, dicht an einander stehende Röhrrchen.

Er kommt während des Sommers und Herbstes in gemischten Wäldern und Grasgärten vor und hat trotz seiner Giftigkeit, die sich schon auf den ersten Blick durch sein auffälliges Aussehen verrät, anfangs einen milden Geschmack.

Die Erscheinungen, welche nach dem Genuße dieses Pilzes eintreten, sind wie bei dem Fliegenpilze; auch ist die Behandlung ganz wie bei den schon aufgeführten Arten.

Gichtmorchel

(*Phallus impudicus*).

Ein höchst widrig riechender, schon durch sein Aussehen abschreckender Pilz von eigentümlicher Form. Er kommt zuerst

wie ein Ei aus der Erde und gestaltet sich dann zu einer kleinen Säule mit nach oben gewölbtem Kopfe. Der Hut ist schmutzig grün und der Stiel grau.

Hauschwamm

Thränenchwamm, tropfender Falter, Theaterschwamm.
(*Merulius lacrymans.*)

Beschreibung. Sein stielloser, weicher, feuchter, hautartiger, schwammiger oder lederartiger Hut breitet sich oft bis zu 1 m aus. Er hat eine gelbbraune, ockergelbe, violettbraune Farbe und einen weißfilzigen Rand. Die orangegelben Falten sind netzartig mit einander verbunden.

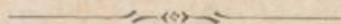
Dieser Schwamm oder Pilz ist einer der gefährlichsten und gefürchtetsten Feinde des Bauholzes in Gebäuden. Von seinem Rande tropft eine wässerige, klare, später milchig werdende Flüssigkeit herab.

Wirkung. Er ist auch ein Feind der Menschen, da seine übelriechenden Ausdünstungen für die Bewohner der feuchten Wohnungen vom größten Nachteil sind.

Es zeigen sich bei solchen Leuten, die in derartigen Wohnungen leben, zuerst Eingenommenheit des Kopfes, allgemeine Abspannung, Trägheit, Betäubung, Schläfrigkeit, Schwerhörigkeit, Neigung zum Erbrechen, Anschwellung des Halses und Beschwerden beim Schlucken, Bläschen im Munde und im Halse. Bei längerer Einwirkung kann der Ausgang sogar tödlich werden.

Übrigens darf man nicht vergessen, daß in den Fällen, wo die Ausdünstung des Hauschwammes sich nachteilig zu zeigen scheint, oft auch die dumpfe Luft, welche das Entstehen des Hauschwammes in den Zimmern veranlaßt oder begünstigt, großen Anteil an dem Entstehen haben kann, zumal wenn sie längere Zeit auf einen Menschen einwirkt.

Behandlung. Was nun schließlich die Behandlung betrifft, so ist die erste Aufgabe, die Kranken sofort aus der schlechten Wohnung zu schaffen und in bessere, reine, frische, gesunde Luft zu bringen. Später verfährt man dann, wie bei den Vergiftungen durch Pilze allgemein angegeben ist.



er
ift

er
er
en
ig

en
n
g

(=
n

n
=
=
d

.
t.
t,
u
=
r
=
e

g
u
n

